

prisma

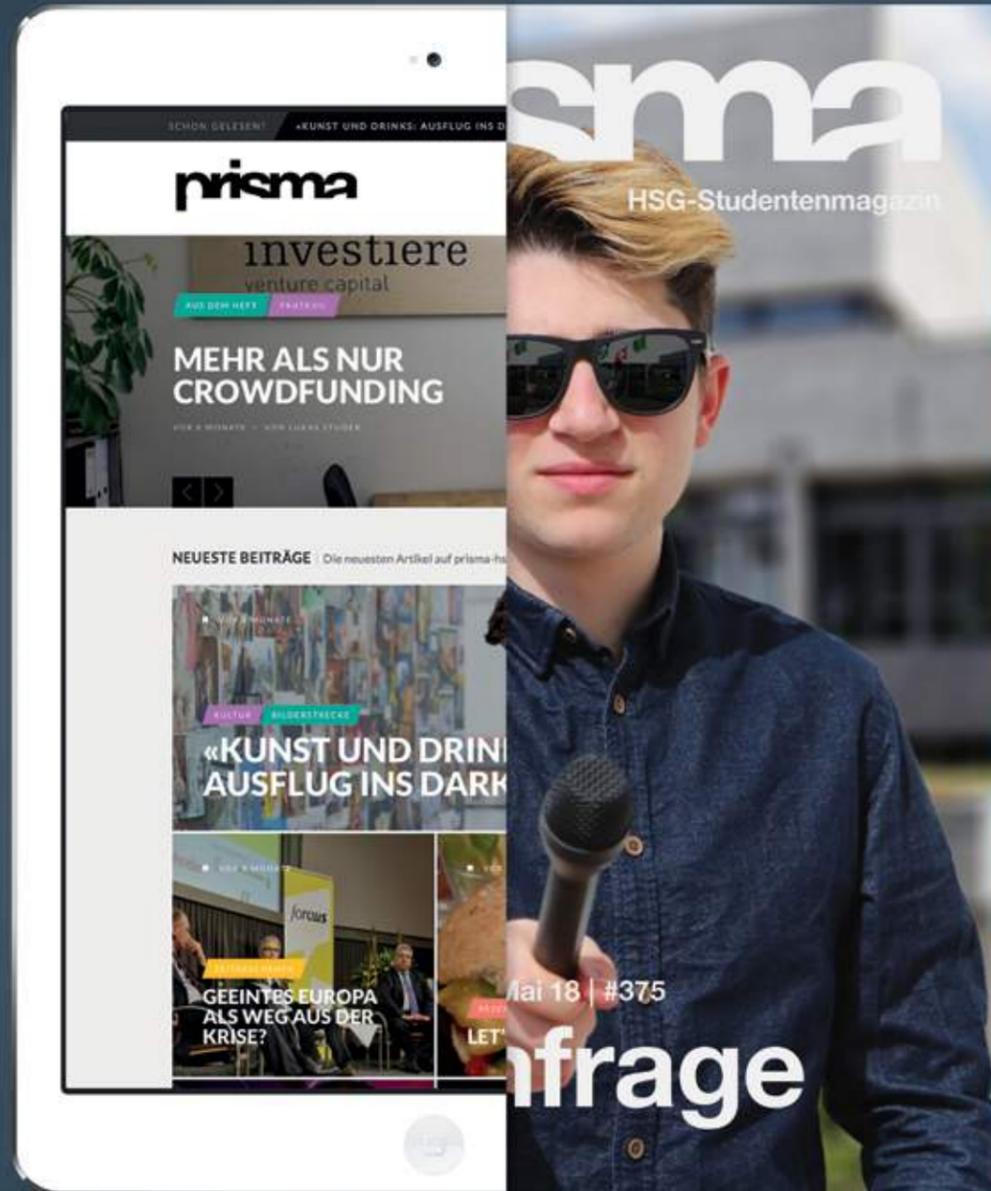
HSG-Studentenmagazin

Mai 18 | #375

Umfrage

INFORMIERT DURCHS STUDIUM MIT DEM

HSG-STUDENTENMAGAZIN



DIGITAL **GEDRUCKTE AUSGABE**
AUCH DEN SOMMER ÜBER DREIMAL PRO SEMESTER
WWW.PRISMA-HSG.CH AUF DEM CAMPUS

echt. studentisch.

Editorial



Meine lieben Leserinnen und Leser

Unser Cover-Model haben die meisten von euch bestimmt in Windeseile erkannt. Für die noch im Dunkeln tappenden: Es handelt sich um den HSG-Studenten Lionel Battegay, der als «Ask Switzerland» in der Schweizer Youtube-Szene den Durchbruch schaffte. Sein banales, aber von Erfolg gekröntes Konzept: Er stellt jungen Menschen auf der Strasse zumeist hochgradig banale Fragen und schneidet die peinlichsten der peinlichen Repliken zusammen.

Für das Filetstück dieser Ausgabe, der grossen prisma-Umfrage, waren wir gänzlich auf euch, werte Leserschaft, angewiesen. Und ihr habt uns nicht enttäuscht – im Gegenteil: Den über 850 Umfrageteilnehmern gebührt an dieser Stelle ein riesiges Dankeschön! Doch auch eine Nichtteilnahme lässt sich anhand des Zitats eines deutschen Kabarettisten plausibel erklären: «Auf Umfragen gebe ich keine Antwort, um Meinungsmüll zu vermeiden.» Laut der grossen prisma-Umfrage sehen sich Mitbewohner und Nachbarn von BWL-Bachelorstudierenden gezwungen, stets hochwertige

gehörschutzschalen griffbereit zu haben. Bezüglich der Häufigkeit «stöhniger» Lärmmissionen befinden sich die BWLer nämlich auf dem absoluten Höhepunkt. Dem etwas seriöseren Studentenvolk lege ich das Interview mit Bundesrat Guy Parmelin ans Herz. Der Verteidigungsminister gibt sich alle erdenkliche Mühe, die Schweizer Milizarmee und deren nicht unumstrittenes WK-Modell zu verteidigen. Übrigens: Ich habe die dreiwöchigen Jassferien – aka WK – in vollen Zügen genossen. Ein Triumph beim legendären «Samschtigjass» ist nur noch Formsache – Parmelins Wiederholungskursen sei Dank!

Ich wünsche allseits eine spannende Lektüre – möge euch unsere «Umfrage» umhauen!

Euer Chefredaktor
Fabian Kleeb

Inhaltsverzeichnis



Titelbild
Lionel Battagay & Patrick Buess

17 Die grosse prisma-Umfrage



26 Lo & Leduc über Erfolg und ihre Gelassenheit



33 Guy Parmelin steht zum Schweizer WK-Modell



Campus

- 06 Zusatzqualifikation Wirtschaftsjournalismus
- 08 Johannes Rüegg-Stürm im Interview
- 13 Sprittwoch - Was trinke ich heute?
- 16 Adams Äpfel - ein Review

Thema

- 17 Die grosse prisma-Umfrage
- 26 Interview mit Lo & Leduc
- 28 Neues Geldspielgesetz - Pro und Contra

Menschen

- 30 Prof. Martin Föhse privat
- 33 Interview mit Bundesrat Guy Parmelin
- 36 Die Umfrage

SHSG

- 38 Das neue Präsidium der SHSG
- 40 Schiff in Cannes angedockt
- 41 Alumna Mevina Caviezel stellt sich vor

Kompakt

- 42 prisma vor 54 Jahren
- 44 Gewinnspiel
- 46 Zuckerbrot und Peitsche
- 47 Gerücht



Simone Häberli bei ihrer aktuellen Arbeitgeberin Helvetas.

Das Medien-Sprungbrett

Du bist im Master und interessierst dich für die Medienbranche oder die Arbeit in der Unternehmenskommunikation? Dann könnte die Zusatzqualifikation Wirtschaftsjournalismus genau das Richtige für dich sein.

Das Lehrprogramm Wirtschaftsjournalismus (LWJ) ist für Master-Studierende, die in die Medienbranche oder in die Unternehmenskommunikation einsteigen möchten, gedacht. Die Zusatzausbildung im Umfang von 18 Credits startet jeweils im Herbstsemester und kann in zwei Semestern absolviert werden. Sie ergänzt dein Studium mit medien- und kommunikationswissenschaftlichen, medien-ökonomischen und juristischen Kompetenzen. Dabei werden zwei Ziele verfolgt, einerseits

erlernst du das journalistische Handwerk, andererseits erwirbst du aber auch die nötigen Kompetenzen für die Kommunikationsarbeit auf der Unternehmensseite.

Was der Wirtschaftsjournalismus beinhaltet

Die Zusatzausbildung ist in sechs Kurse gegliedert, welche alle im Kontextstudium angerechnet werden können. Im Einführungskurs in den Wirtschaftsjournalismus lernst du die Grundlagen kennen, während der

Rechtskurs dir das nötige juristische Fundament liefert. Im PR-Kurs liegt der Fokus auf der Arbeit in der Unternehmenskommunikation. Schreiben und recherchieren, aber auch den Umgang mit den digitalen Tools, welche in der Journalismus-Praxis eingesetzt werden, lernst du in zwei weiteren Kursen kennen. Krönender Abschluss der Zusatzausbildung ist ein zweiwöchiges Praktikum bei einem Medienpartner wie Bloomberg, SRF, Finanz & Wirtschaft und vielen weiteren. Dabei kannst du deine er-

lernten Fähigkeiten direkt umsetzen und einen Blick hinter die Kulissen einer Redaktion werfen.

Voraussetzungen für das LWJ

Interesse an der Medienarbeit und eine erfolgreiche Bewerbung für das Programm bilden die Voraussetzungen für das Lehrprogramm Wirtschaftsjournalismus. Die Kurse der Zusatzqualifikation können begleitend zu jedem Master absolviert werden. Sie sind vollumfänglich und in allen Mastern im Kontextstudium anrechenbar. Nur wenn du einen Rechtsmaster machst, müssen einige wirtschaftliche Credits nachgeholt werden. Alle Kosten für die Zusatzausbildung werden durch die regulären Studiengebühren gedeckt.

Interview

Für folgendes Interview haben wir uns mit Simone Häberli, HSG-Alumna und Absolventin der Zusatzausbildung in Wirtschaftsjournalismus, getroffen und über diese sowie ihre Erfahrungen in der Medienbranche gesprochen. Als ehemalige Head of Digital Projects bei Ringier und aktuelle Head of Digital Communications bei Helvetas kennt sie nicht nur die Verlagsbranche, sondern auch die Kommunikation in Unternehmen und Non-Profit-Organisationen.

Was reizte dich nach deinem Studium beim Medienhaus Ringier einzusteigen?

Für mich war es sonnenklar, nach dem Studium in die Verlagsbranche einzusteigen. Und zwar aus dem einfachen Grund, dass es eine der bewegtesten Branchen war. Die Digitalisierung stand zwar erst am Anfang, als ich begann, aber Ringier hatte das «Messer am Hals». Es war die Branche, die nicht mehr überlebte, wenn sie sich der Digitalisierung nicht anpassen würde. Bei Ringier ging es und geht es noch immer ums Ganze, was dazu führte, dass sich sehr viel bewegte. Nebst der Dynamik interessierte mich das journalistische Handwerk. Die Medienwelt war für mich eine ideale Mischung zwischen harten Geschäftsfakten und einer kreativen Arbeit.

Was charakterisierte deine Arbeit beim Medienhaus Ringier?

Ich habe als eine Art Produktmanagerin der News-Seiten gestartet und

war dadurch die Schnittstelle für Journalisten, IT, Sales und Marketing. So war ich in der Verantwortung, viele verschiedene Leute und Bedürfnisse unter einen Hut zu bringen. Dabei hatte ich einerseits wirtschaftliche Aufgaben wie die Entwicklung eines Businessplans oder die stetige Budgetkontrolle. Andererseits arbeitete ich auch kreativ und gestaltete Inhalte und Weiterentwicklungen aktiv mit. Die Mischung war perfekt für mich.

Wie hast du deinen Einstieg als junge Absolventin beim Verlagshaus erlebt?

Als junge Person kam ich unglaublich schnell in die spannenden Projekte rein, da das Mediennutzungsverhalten der jungen Zielgruppen hohe Bedeutung hatte und deshalb die Meinung von jungen Mitarbeitenden oft gefragt war. Gerade in den neueren Themen wie beispielsweise Social Media sind jüngere Personen meist viel weiter als die älteren Generationen. Dadurch wurde mir schnell Verantwortung zugesprochen. Für mich war es dabei immer wichtig am Puls der Zeit zu sein und eine Aufgabe zu haben, bei der ich etwas bewirken konnte.

Die Digitalisierung hat die Medienbranche tiefgehend verändert. Wo hast du bisher selbst die grössten Veränderungen erlebt?

Das Wort Digitalisierung hat sich in den letzten Jahren zu einem Buzzword entwickelt. Jedes Unternehmen befindet sich heute in der Digitalisierung. Die Medienbranche ist eine der Branchen, die derzeit am meisten Geld in digitale Themen investiert. Nur noch wenige Menschen lesen eine Zeitung auf Papier, fast alles spielt sich heute online ab. Als ich bei Ringier begonnen habe, gab es beispielsweise noch keine eigenen Teams für Social Media, Datenanalyse oder Video. Innert kurzer Zeit wurden und mussten Budgets dafür gesprochen werden, um sich für die Veränderungen in der Mediennutzung erfolgreich zu rüsten. Damals wurden die Redaktionen für Print und Online zusammengelegt. Dann folgte die Aufbereitung der Inhalte für die Social-Media-Kanäle. Dann kam Video dazu, und dann der Datenjournalismus. Die Entwicklungen waren beeindruckend schnell.

Wie hast du die Zusatzausbildung in Wirtschaftsjournalismus erlebt?

Die verschiedenen Module habe ich als sehr abwechslungsreich und praxisnah erlebt. Wir hatten in jedem Kurs unterschiedliche Dozenten, welche direkt aus der Praxis kamen und Experten auf ihrem Gebiet waren. Wir haben das Schreiben umfassend trainiert und lernten Schreibregeln und No-Gos kennen. Gerade das Praktikum am Ende der Ausbildung gab uns dann die Möglichkeit, Gelerntes umzusetzen und den Alltag in einer Redaktion hautnah mitzuerleben.

Was sollte man mit sich bringen, um in der Medienbranche erfolgreich zu sein?

Hauptvoraussetzung, damit man in der Medienbranche erfolgreich ist, aber auch Spass hat, ist Offenheit für viel Veränderung. Während meiner Zeit bei Ringier hat sich die Verlagsstrategie in etwa alle acht Monate komplett geändert – das war auch nötig, um mit den sich laufend verändernden Marktbedingungen mithalten zu können. Viele meiner Arbeitskollegen sind genau deswegen auch wieder gegangen.

Was nimmst du aus deiner Zeit bei Ringier mit?

Ich persönlich habe das Gefühl, dass mich diese andauernde Veränderung sehr fit fürs Berufsleben gemacht hat. Ich werde heute häufig gefragt, ob mich eigentlich gar nichts mehr aus der Ruhe bringt. Meine Zeit bei Ringier relativiert in der Tat sehr viele Veränderungen, die ich heute im Berufsalltag erlebe.

Wie man sich bewerben kann

Bewerbungsschluss für die Zusatzqualifikation mit Beginn im Herbstsemester ist der 30. Juni 2018. Bewerben kannst du dich, indem du deinen CV, dein Motivationsschreiben und deinen aktuellen Notenauszug im Compass hochlädst.

Am Infoabend zu Wirtschaftsjournalismus am 8. Mai hast du die Möglichkeit, persönlich mit Alumni und den Dozenten vom LWJ ins Gespräch zu kommen.



Arbeitet an einer vereinfacht formulierten Kurzfassung des SGMM: Professor Rüegg-Stürm.

«Das BWL-Studium sollte wie eine Berufslehre organisiert werden»

Johannes Rüegg-Stürm, Professor und Vater der aktuellen Version des berühmten St. Galler-Management-Modells, erzählt von seiner Musik, dem Wert von Vertrauen und wieso das SGMM so kompliziert ist.

Spielen Sie ein Musikinstrument und haben Sie jemals von einer Karriere als Musiker geträumt?

Ja, ich spiele seit 47 Jahren Querflöte. Ich wollte es aber nicht beruflich machen, weil ich zu wenig Talent dazu habe. Mir fehlte auch die Motivation dazu, acht Stunden am Tag zu üben. Ich konnte mir damals als Jugendlicher aber viele Studiengänge vorstellen; Theologie oder Maschinenbau hätten mir auch gut gefallen. Am Ende habe ich mich für die Wirtschaftswissenschaften entschieden, weil sie sehr interdisziplinär sind. Die HSG gefiel mir sehr gut, weil verschiedene Aspekte wie Geschichte und Soziologie einbezogen wurden. So viele Wahlmöglichkeiten wie ihr heute habt, hatten wir damals aber noch nicht.

Sind sie damals gern aufgetreten?

Nein, überhaupt nicht. Als Musiker muss man eine Kunstfertigkeit entwickeln, um nicht abgelenkt zu werden. Man muss einen «Flow» entwickeln, bei welchem es dann wie von selbst geht. Das gilt nicht nur für das Musizieren, auch wenn ich unterrichtete bin ich im «Flow». So kann ich mich total auf die Menschen und die Themen konzentrieren. Das habe ich mir über die Jahre erarbeitet. In meiner Tätigkeit als Professor arbeite ich gerne mit Menschen zusammen und begleite sie auf ihrem Weg. Die meisten schätzen das, besonders, wenn wir kulturelle Aktivitäten unternehmen. Mich freut es zu sehen, wie sich die Menschen begeistern, zum Beispiel als wir vier Tage in einem Benediktinerkloster waren und uns mit der dortigen

Kultur auseinandersetzen. Ich halte nicht gerne Vorträge, solche gemeinsamen Erfahrungen schätze ich viel mehr.

Hat das kapitalistische System die zwischenmenschlichen Beziehungen negativ beeinflusst?

Ich glaube nicht, dass man das so plakativ sagen kann. Das Verhalten hängt von sehr vielen Faktoren ab. Es ist sicher so, dass man Leistungs- und Bedürfnisgerechtigkeit in ein konstruktives Verhältnis setzen muss. Wie sich diese entwickeln, ist eine Herausforderung für jede Gesellschaft. In einer Familie gibt es diesen Gegensatz auch. Man muss die Bedürfnisse der Kinder berücksichtigen. Gleichzeitig darf man aber die Leistungsgerechtigkeit nicht aus dem Auge lassen,

denn es kann nicht sein, dass der ganze Haushalt von einer Person geführt wird, oder dass ein Kind mithilft und das andere nicht. Es geht also um einen Ausgleich zwischen Geben und Nehmen.

Wie steht es um die Schweiz?

Ich glaube, die Schweiz hat hier eine spezielle Rolle, da sie auf einem Gebiet gebaut ist, das völlig unwirtlich ist. Wir, die Eidgenossenschaft, haben uns selbst geholfen und uns entwickelt und ich glaube, dies hatte einen starken Einfluss auf unsere heutigen Umgangsformen. Deshalb haben wir so viele Ausgleichsmechanismen wie den Finanzausgleich zwischen Kantonen. Wir haben eine dynamische Balance zwischen Leistungs- und Bedürfnisgerechtigkeit gefunden.

Wie können Kulturen im Kontext der Globalisierung zusammenkommen?

Wir müssen unser Leben stärker als Experiment verstehen. Das heisst, wir müssen eine Haltung entwickeln, in der wir bereit sind, etwas gemeinsam zu realisieren. Die verschiedenen Kulturen bringen dabei ihre unterschiedlichen Erwartungen mit und herausfordernd ist dann, diese zu berücksichtigen. Anstatt zu entscheiden, welche Kultur besser ist, müssen wir uns fragen, woher jemand kommt und wie sich seine Sichtweise oder seine Erwartungen entwickelt haben. Kulturkonflikte, wie wir sie im Moment zwischen der westlichen und der arabischen Welt beobachten können, sind ein Zeichen des Unvermögens mit der Ungewissheit umzugehen. Der Preis der offenen Gesellschaft ist, dass sie viel mehr Ungewissheit mit sich bringt.

Wie können wir das Vertrauensproblem mit den Kulturen lösen?

Blindes Vertrauen ist gefährlich. Wir brauchen jedoch Vertrauen, um zusammen funktionieren zu können und dies beinhaltet die Möglichkeit, enttäuscht zu werden. Vertrauen ist etwas Dynamisches, das wächst oder abnimmt. In einer Gesellschaft muss man damit leben können, dass es diese Unsicherheit gibt. Im Leben wird man immer wieder verletzt und man verletzt auch selbst. Wir müssen uns aber auch wieder versöhnen und über diese Verletzungen hinwegkommen können.

Was halten Sie von der Theorie-Lastigkeit des BWL-Studiums an der HSG?

Es ist zu theoretisch. Wenn ich wählen könnte, würde ich das BWL-Studium als Lehre organisieren, bei welcher man zwei Tage pro Woche in einer Firma arbeitet und die anderen drei Tage hier die Theorie lernt. Die Kontextualisierung, also die Anwendung in der Praxis, ist extrem wichtig. Ich biete ihnen nicht das Wissen, wie man geschäftlich erfolgreich ist, sondern wie man die Probleme überhaupt beschreiben kann. Unser nächstes Ziel ist es, das SGMM anhand von ein oder zwei Firmen zu verfilmen, damit die Studenten sehen, wie es dann effektiv angewendet wird. Im Moment wird ihnen das Modell einfach um die Ohren gehauen. Das Problem ist, dass wir ihnen den Kontext dazu nicht geben.

Sollte die SGMM-Vorlesung also praxisorientierter werden?

Das Problem ist primär die Zeit, die wir zur Verfügung haben. In der Vorlesung müssen wir sehr viele Themen abdecken. Die wichtigsten Aufgaben des Managements sind meiner Meinung nach die Entscheidungsprozesse sowie deren Umsetzungen. Deshalb ist es so schwierig Beispiele zu machen, weil die Praxisliteratur dazu fehlt. Es ist eine didaktische Herausforderung, den Kontext zum SGMM zu vermitteln. Da stosse ich an Grenzen. Vielleicht werden die Vorlesungen im aktuellen Setting auch bald abgeschafft.

Welche theoretischen Fehler sehen Sie in der Unternehmensführung?

Mich stört es, wenn die Komplexität einer Unternehmung abenteuerlich einfach gehandhabt wird. Deshalb bin ich auch kein Fan von Donald Trump. Er vereinfacht die Realität viel zu stark. Wir müssen ein Mass finden, wie weit wir abstrahieren können, denn sonst kann es gefährlich werden. Ein Ingenieur kann bei einem Flugzeug auch nicht völlig vereinfachen, sondern er muss sich um die Details kümmern. Dasselbe gilt auch für organisatorische Fragen in Unternehmen und der Gesellschaft allgemein.

Wie können wir mit der Sprache des SGMM umgehen?

Die Sprache muss so sein, wie sie ist, weil die Komplexität der Realität nicht mit einer einfacheren Sprache ausgedrückt werden kann. Wir arbeiten jedoch an einer Kurzfassung, die etwas vereinfacht formuliert sein wird. Man könnte jedoch argumentieren, dass das Modell von der Komplexität her nicht ins Assessment passt, sondern eher in die Bachelorstufe. Verglichen mit der ETH ist das SGMM jedoch nicht besonders anspruchsvoll.

Interview/Bilder

Claudio Di Pizzo & Berl Gubenko

Johannes Rüegg-Stürm spielt seit 47 Jahren Querflöte.



WIR SUCHEN

**JETZT BEWERBEN
UND TEIL DES**

**HSG-STUDENTENMAGAZINS
PRISMA**

WERDEN

DIGITAL MEDIA MANAGER

- fülle unsere Website mit Content
- berichte ab und zu über einen Event
- poste auf Social Media Katzenbilder
- betreue Redaktoren im Online-Journalismus

HEAD ADVERTISING AND SPONSORING

- bringe grosse Firmen dazu, ihre Werbung im prisma zu schalten
- verkaufe Cafés, Restaurants und Bars in der Stadt Anzeigenplätze
- biete Deals an, die nicht auszuschlagen sind

HEAD RESSORT EDITOR

- hinterfrage, was mit unseren Semestergebühren passiert
- sag der Intransparenz an der Uni den Kampf an
- coache ein Team von Redaktoren im Schreiben

HEAD MARKETING AND SALES

- positioniere prisma als wichtigste Info-Quelle auf dem Campus
- entwickle ein Konzept für den Vertrieb unseres Heftes
- unterstütze den Head Advertising and Sponsoring

Blickfang

(n.) in visuellen Medien eingesetztes Grafikoder Text-Element, das die Aufmerksamkeit des Betrachters auf eine bestimmte Botschaft lenken soll.

dein HSG
Produkt, zu
finden auf
hsgshop.ch

Wort zum Donnerstag

Ein langer Uni-Tag geht zu Ende und ich kann es kaum erwarten, wieder in meinen eigenen vier Wänden zu sein – keine Kommilitonen, die mir bezüglich meiner unvollendeten Arbeit ein schlechtes Gewissen machen, keine unbequemen Audimax-Stühle. In heimlicher Kleidung auf meiner Schlafstätte sitzend geniesse ich meinen ersten Hopfentrunk des Abends und reflektiere über das Erlernte. Kuriose Fragen schwirren mir durch meinen Geist – ob die erstrebte Gleichberechtigung unserer heutigen Gesellschaft wahrhaftig der Weg zur Besserung ist?

Durch das Erklingen eines Vogelzwitscherns werde ich aus meinen tiefsten philosophischen Denkansätzen gerissen – eine Botschaft erscheint auf meinem mobilen Funkgerät: Ob ich mich nun heute auch zu einer Reise durch die Spätcafés der Stadt St.Gallen gesellen möchte. Ohne ausgiebiges Überlegen willige ich ein und wir vereinbaren ein Rendezvous vor dem Lokal namens «Südbar».

Der Wirt des Hauses begrüsst uns mit einem Lächeln und einem kurzen Handzeichen und da es erst die achte Stunde nach der Mittagszeit ist, finden mein Geselle und ich einen Sitzplatz am Fenster. Das Tageslicht durchdringt die Luke noch dezent; ich sinke fast erneut in einen Tagtraum, doch mein Kamerad platziert zwei volle Trinkgefässe vor mir und meint, ich solle ihm doch meine heutigen Er-

lebnisse wiedergeben. Auf meine Bitte zur Klärung, was nun in diesen Kupferkrügen sei, antwortet er mit einem leichten Schmunzeln, gefolgt von einem grossen Schluck aus dem Seinen. Schulterzuckend ahme ich meinen Genossen nach und werde von der Stärke des Spiritus überrascht. Dennoch geraten mein Gefährte und ich in ein tiefgründiges Gespräch über die letzteren Zwischenfälle des Lebens.

Nachdem wir unseren dritten Drink fertig getrunken haben, gehen wir weiter ins «Tagblatt». Die nächste Runde geht bekanntlich auf mich und ich erlaube es mir, meinen Kumpel mit zwei Whiskey-Sours zu überraschen. Er erwidert meinen gelungenen Kauf und wir führen unser Gespräch weiter: Unser letztes Stichwort waren Prüfungseinsichten, und wie gross die Wahrscheinlichkeit wohl ist, dass das Studententheater dort ihre Mitglieder rekrutiert – man braucht ja schliesslich ein gewisses schauspielerisches Talent, um die fehlenden halben Punkte rausholen zu können.

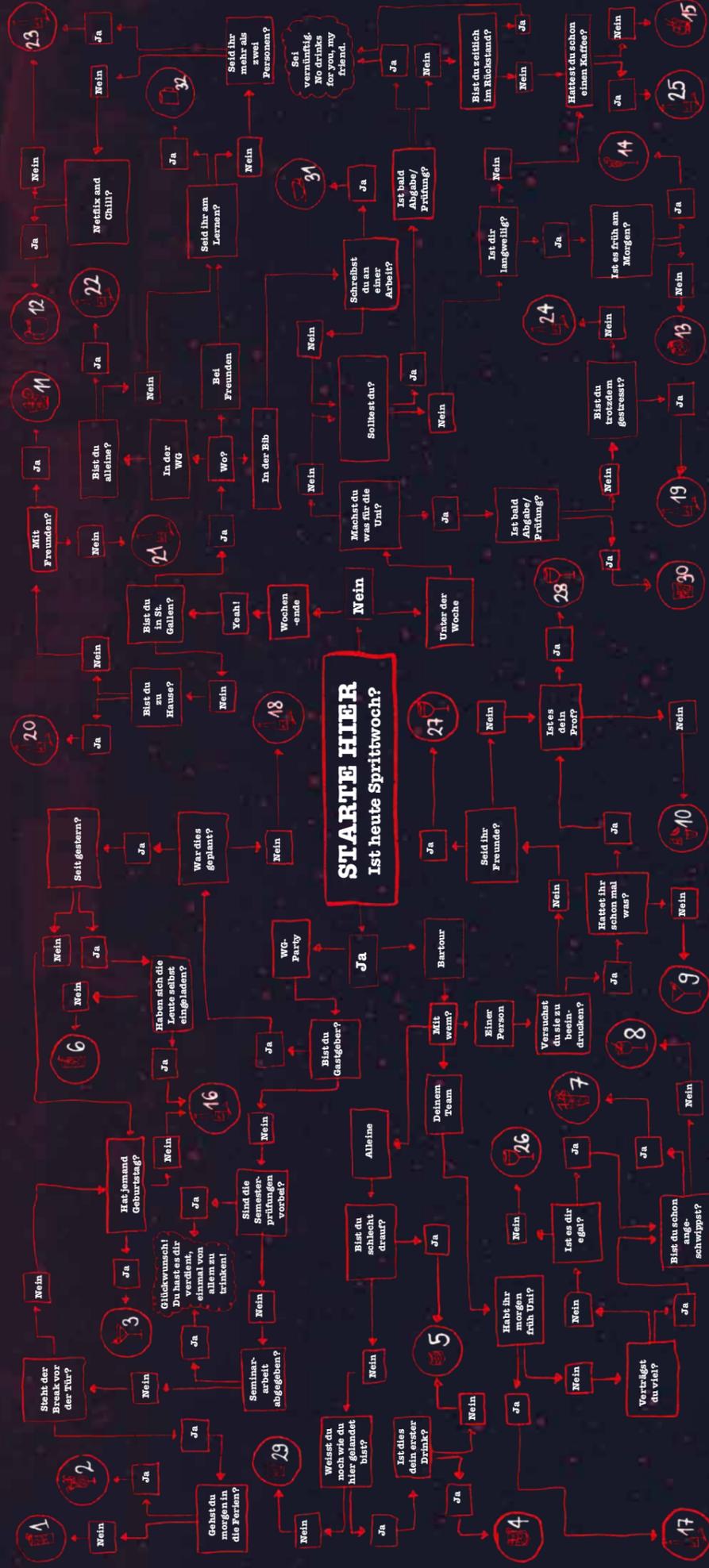
Als wir den Orangenschnitt, der in unserem Glas schwamm, gegessen haben, merken wir, dass wir Hunger haben. Wir ziehen unsere Jacken an und verlassen die Bar. Das «Kränzlin» ist noch offen und wir holen uns einen fetten Döner. Kein Döner ohne Bier, right? Das gibt es nun eben auch noch oben-drauf. Ich frage meinen Kumpel,

warum wir uns nicht schon früher gekannt hatten. Er sagt, dass wir ja sowieso in unterschiedlichen Ländern wohnten und dass es eh unwahrscheinlich gewesen wäre. Unsere Bromance beweist sich ein weirtes mal, als ich ihm die Sauce aus dem Gesicht wische, er hat nämlich sehr lustig ausegesehen.

Mein Bro und ich gehen weiter. Alter, 'ne Kippe wär jettz so niiiice. Obwohl wir nicht wissen ow wir nun noch hinwollen gehen wir in en weritere AABr – wir haben whr die gleiche gewählt und ich so aaaalter udners o Brudi!!!!!! es ost gerade voll der geile monemtn. «4 GInTonisc» sag ich und woio r' heihen es unfd gomüü.



Was trinke ich heute?



Pfarrer trifft Neonazi

Neben dem lauten Jahrmarktsgetümmel rund um die OFFA ist im Theater St. Gallen das Stück «Adams Äpfel» angelaufen. Der Besuch der brutalen Inszenierung mit komödiantischen Momenten lohnt sich. Ein Review.

Das Theater-Quartier ist zu dieser Jahreszeit belebt wie nie sonst. Der Jahrmarkt im Rahmen der Frühlingsausstellung zieht die Massen an und bringt einen Hauch von Grossstadt ins beschauliche St. Gallen. Während die einen auf den Beginn der Abendvorstellung warten, ist auf dem OFFA-Gelände offenbar Schichtwechsel: Die Familien mit Kindern, Luftballons, Einkaufstaschen und der einen oder anderen Zimmerpflanze machen dem angeheiterten, lautstärkeren Publikum Platz. Die beiden Ströme ziehen gleich gegenüber des Theatereingangs aneinander vorbei. Fast bewacht oder unter der Aufsicht des in die Jahre gekommenen Stadttheaters.

«Kommt zusammen»

Das Publikum bleibt in überschaubarer Zahl. Die durchwegs positiven Kritiken des Stücks hätten anderes erwarten lassen. Wohl doch eine Machtdemonstration der Ostschweizer Trinkfreudigkeit? Kaum auf dem Sessel platz genommen und schon mitten drin: Landpfarrer Ivan (Oliver Losehand) begrüsst das Publikum herzlich. Er fordert alle auf, in die vorderen Reihen zu kommen. «Meint er das jetzt ernst?», höre ich hinter mir. In der neuen Sitzordnung geht die Interaktion auch gleich weiter. Wenige Minuten nach Beginn des Stücks schnippst und singt das Publikum zusammen mit Pfarrer Ivan im Stadttheater St. Gallen. Ein aussergewöhnlicher Start in ein aussergewöhnliches Stück.

Auf der Bühne findet sich eine alte Kirche und davor ein Apfelbaum. Das Ganze ist drehbar und wird so schnell zum Innenraum derselben umfunktioniert. Eine Art Wohnzimmer, wo die

Schützlinge des Resozialisierungspfarrers Ivan leben: Gunnar (Matthias Albold) – ein diebischer Alkoholiker und Kahlid (Kay Kysela) – ein arabischer Tankstellenräuber mit starkem Akzent. Das Stück nimmt an Fahrt auf, als ein neuer Bewohner dazu stösst. Auch Adam (Christian Hettkamp) ist auf Bewährung draussen. Der hochgewachsene, schlanke Mann mit kurzem blonden Haar, Seitenscheitel und «Mein Kampf» Tätowierung ist ein Vorzeige-Neonazi. Die Handlung scheint bereits vorgezeichnet zu sein: Ein moralisch überlegener Pfarrer trifft auf einen asozialen Extremisten und führt ihn auf den Weg des Glaubens und so zur Besserung. So einfach ist es dann natürlich doch nicht.

Illusion trifft Realität

Ivan stützt seine unermüdliche, fast übertriebene Lebensfreude, auch von Berufswegen, auf seinen Glauben. Der sarkastische Vorschlag Adams bezüglich

lich seines Therapie-Ziels – einen Apfelkuchen zu backen – wird von Ivan ernst genommen. Schnell stellt man fest, dass die von ihm angepriesenen Therapieerfolge der anderen zwei Bewohner in Wirklichkeit nur in Ivans subjektiver Realität existieren: Gunnar trinkt nach wie vor und auch Kahlid «besucht» immer noch regelmässig Tankstellen. Als Ivans angeblich gesunder Sohn dem Publikum wortwörtlich vorgeführt wird, nimmt der Grad an Realitätsverlust noch weiter zu.

Wie Adam plötzlich mehr und mehr die Rolle des Therapeuten übernimmt, wie seine ehemaligen Szenen-Kollegen seine Entwicklung aufnehmen und wie am Ende doch noch ein Apfelkuchen gebacken wird, ist noch bis zum 17. Mai im Stadttheater St. Gallen zu sehen.



Text
Jonas Streule

Illustration
Larissa Streule

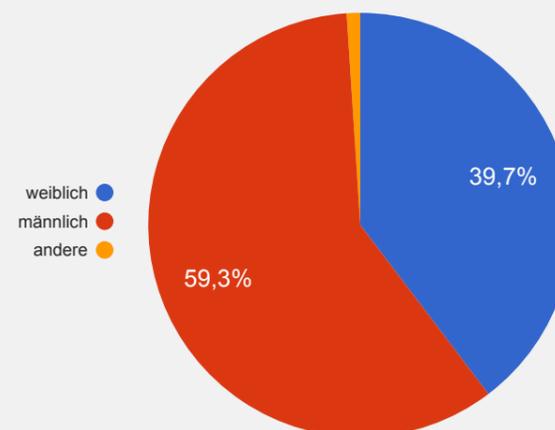


DIE GROSSE PRISMA-UMFRAGE

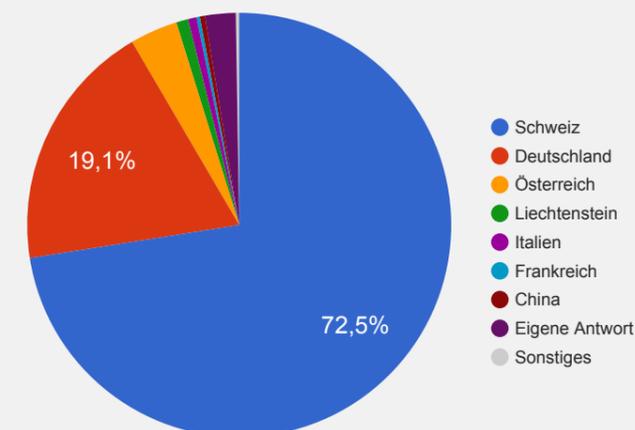
Nachdem das prisma bereits im Jahr 2011 eine grosse Umfrage durchgeführt hatte, wagten wir sieben Jahren später wieder den Versuch. Wir waren daher auf eure Hilfe angewiesen und wurden dabei nicht enttäuscht: Über 850 HSGler haben an der grossen prisma-Umfrage teilgenommen – an dieser Stelle möchten wir uns herzlich bei euch bedanken!

Von ganz banalen Informationen wie das durchschnittliche Taschengeld über intime Details zum Beziehungsleben bis hin zu Kinderwünschen der Studierenden wollten wir alles wissen. Wir haben die Ergebnisse ausgewertet und in diesem Heft zusammengefasst. Zwar wurden einige Klischees bestätigt, aber diese Umfrage hat dennoch einige Details zum Vorschein gebracht, die man in dieser Form vielleicht nicht vermutet hätte...

Welches Geschlecht hast du?



Wo kommst du her?



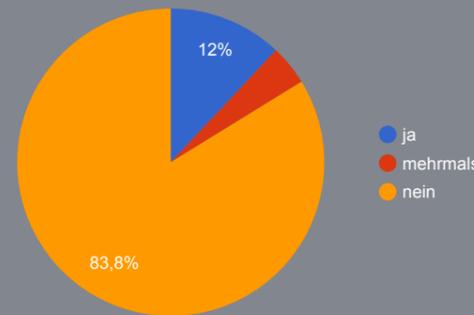
Schweizer und Deutsche – wie verschieden sind sie wirklich?

Die Umfrage brachte zum Vorschein, dass die verschiedenen Nationen in vielen Belangen ziemlich ähnlich ticken. Dennoch scheinen die Schweizer fleissiger zu sein.

Wie häufig machst du Sport?



Bist du jemals fremdgegangen?



Die Schweizer haben an der HSG klar die Überhand. 72.4% der Teilnehmer waren Schweizer. 19.1% der Befragten gaben an, die deutsche Staatsbürgerschaft zu besitzen, 3.6% stammten aus Österreich. Der Rest fand ihren Weg aus Liechtenstein, Italien, Frankreich, Bosnien und Herzegowina, China, den USA, Spanien, der Türkei, Kanada, Nordkorea, Island, Portugal, Serbien und Südafrika nach St. Gallen.

Wer hat am meisten Sex?

77.5% jener, die angaben, mehrmals die Woche Sex zu haben, sind Schweizer. Jedoch besitzen auch 73% derjenigen, die nie Sex haben, einen Schweizer Pass. Dies lässt den Schluss zu, dass die Schweizer, wenn sie Sex haben, sich häufiger dem Vergnügen hingeben als Ausländer. Jedoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie keinen haben, gleichzeitig grösser als bei Ausländern. One-Night-Stands haben Schweizer und Nichtschweizer ungefähr gleich oft. Eidgenossen hatten leicht längere Beziehungen als Nichtschweizer und sind etwas treuer. Dafür konsumieren Nichtschweizer etwas häufiger Pornos als Schweizer. Zu beachten sind dabei auch die Anteile der Geschlechter. Von den 307 männlichen Studierenden,

welche die Frage beantworteten, sind 77% Schweizer, von den weiblichen Teilnehmenden sind hingegen 69% Schweizerinnen. Dennoch liegt der Frauenanteil unter den Schweizer Staatsbürgern bei 42.8%, während er bei allen Umfrageteilnehmer auf 39.6% fällt. Da bei den Schweizern der Frauenanteil höher ist und Frauenanteil und Pornokonsum negativ korrelieren, ist es evident, dass der Pornokonsum bei den Nichtschweizern höher ist (siehe hierzu auch den Artikel direkt nebenan).

Die Schweizer besuchen häufiger die Vorlesungen. 56.3% gaben an, 85 bis 100% zu besuchen und 64.5% gaben an in die meisten Übungen zu gehen. Gesamthaft besuchen 53.2% der Studierenden die Vorlesungen und 59.3% die Übungen.

Die Nichtschweizer werden hingegen leicht grosszügiger von ihren Eltern unterstützt. So bekommen rund 50% der Schweizer zwischen 0 und 900 Franken von ihren Eltern, über alle Studierenden gesehen liegt der Anteil bei 47%. Dabei sollte jedoch bedacht werden, dass mehr Schweizer noch bei ihren Eltern leben. Die Schweizer arbeiten mehr. Rund 50% gaben an, neben dem Studium zu arbeiten. Gesamthaft sind es 48.5%

Doktorat: überproportional viele Nichtschweizer

Der grösste Anteil aller Studierenden macht einen Bachelor in BWL. 66% der BBWLER sind Schweizer. Die höchsten Quoten an Schweizern haben BLaw und MLaw, wo keine anderen Nationen vertreten sind. Im Bachelor sind prozentual am meisten Nichtschweizer im VWL vertreten mit rund 42%, im BIA sind es 26% Nichtschweizer. Im Doktorat überwiegen diese. Von 25 Doktoranden, die an der Umfrage teilnahmen, waren nur gerade acht Schweizer Staatsbürger, was 32% entspricht.

Auffallend ist, dass sich die Nationen bei vielen Punkten kaum unterscheiden. Einig sind sich die Nationen, dass vor allem die Qualität der Lehre und die Reputation ausschlaggebende Gründe waren, um die HSG zu besuchen. Dass Freunde oder Bekannte an der HSG studieren, fiel für beide Gruppen am wenigsten ins Gewicht. Einigkeit herrscht auch bei der Zufriedenheit mit dem Studium, ca. 55% sind mit ihrem Studium an der HSG sehr zufrieden. So ticken die Schweizer und Nichtschweizer also doch ähnlicher als vielleicht vermutet.

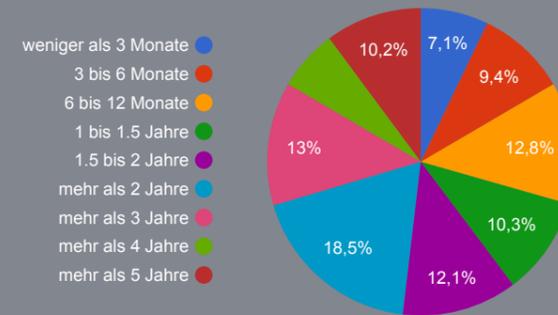
Text
Laura Rufer



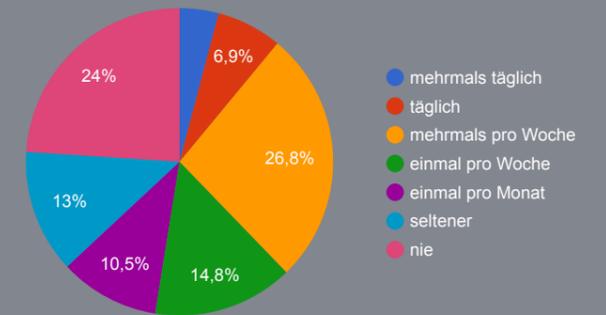
BWL-Bachelorstudenten geben an, den meisten Sex zu haben

Die Umfrage ergab, dass es grosse Unterschiede zwischen den Häufigkeiten des Sex und der Länge der Beziehung gibt. Jedoch wollen die meisten HSGler Kinder.

Wie lange dauerte deine längste Beziehung?



Wie oft schaust du dir Pornos an?



Über die Hälfte der Teilnehmer an der Umfrage hat mindestens einmal pro Woche Sex. 54.4% hatten schon einmal einen One-Night-Stand. An der Beziehungsfrente sieht es hingegen anders aus. Fast die Hälfte der Teilnehmenden (44%) hatten keine oder nur eine Beziehung. Die meisten Teilnehmer hatten bereits eine (31.4%) oder zwei (26.5%) Beziehungen. Mehr als ein Zehntel hatte vier oder mehr Beziehungen. Die Dauer der Beziehung war sehr divers. Die längste Beziehung hielt bei den meisten mehr als zwei Jahre (18.5%), gefolgt von über drei Jahren (13%) und sechs bis zwölf Monaten (12.8%). 7.1% gaben an, dass ihre längste Beziehung weniger als drei Monate gedauert hat. Die letzte Gruppe ist sehr unterschiedlich. 57.5% der Teilnehmer mit einer sehr kurzfristigen Beziehung gaben an, bereits einen One-Night-Stand gehabt zu haben. Die meisten haben weniger als einmal pro Monat Sex. Dies lässt den mehr als nur offensichtlichen Schluss zu, dass wer längere Beziehungen hat, weniger One-Night-Stands hatte und bei Vergebenen der Sex häufiger ist als bei Singles.

One-Night-Stands waren besonders häufig bei jenen, die in einer WG lebten (57.2%). Von jenen, die noch bei ihren Eltern leben, hatten 45.4% be-

reits ein One-Night-Stand. Diese Ergebnisse legen nahe, dass die Eltern die Wahrscheinlichkeit senken, sich einem One-Night-Stand hinzugeben. Von den WG-Bewohnern schaut die Hälfte mindestens einmal pro Woche Pornos, jedoch geben 23% an, nie Pornos zu konsumieren. 31.9% der noch-Zuhause-wohnenden gab an, nie Pornos zu schauen. Letztere Gruppe hatte ein bis drei Beziehungen. Sie gehören zu jenen, die unterdurchschnittlich wenige Beziehungen hatten.

Wenig Erfolg über Dating-Apps

Das Gerücht, dass sich viele Leute nur noch online kennenlernen, kann mit unserer Umfrage klar widerlegt werden. Jodel und Facebook sind die seltensten Orte des Kennenlernens. So haben nur 1.2% der Teilnehmenden ihren aktuellen Partner über Jodel kennengelernt, genauso viele über Facebook und 4.9% via Dating-App. Demgegenüber haben sich 21.1% über Freunde, 17.9% an der HSG und 16.9% am Gymnasium kennengelernt. Im Ausgang lernten sich 10% kennen.

HSGler sind treu und kinderlieb

Entgegen des Klischees der karrieregeilen HSGler wollen 69.2% Kinder, 24.9% sind unsicher, lediglich 5.8%

wollen keine Kinder. Auch bezüglich der Treue sind die HSGler vorbildlich: 81.5% sind noch nie fremdgegangen; 13.2% einmal und 5.3% mehrmals. Dennoch hat die grösste Gruppe der Umfrageteilnehmer mehrmals pro Woche Sex (26.8%), direkt gefolgt von gar keinem Sex (24%). 4.1% gaben an, mehrmals täglich Sex zu haben, obwohl fraglich ist, ob dafür immer ein Partner zur Verfügung steht oder die Hand erhalten muss...

Ein gutes Rezept, um viel Sex zu haben, scheint es zu sein, den Bachelor in BWL zu absolvieren. Mehr als die Hälfte der BBWLER haben mindestens einmal pro Woche Sex. Nur 7.3% gaben an, nie Sex zu haben. Erstaunlich ist, dass nur die Hälfte der BBWLER ein One-Night-Stand hatte. Auch jene, die fast immer die Vorlesungen besuchen, haben mindestens einmal pro Woche Sex. Wer täglich Alkohol konsumiert, hat mit einer Wahrscheinlichkeit von 63.6% mindestens einmal die Woche Sex. Ob diese Ergebnisse vertrauenswürdig sind, hängt davon ab, ob die Alkoholiker wirklich Sex hatten oder dies wegen ihres Zustandes nur erträumten.

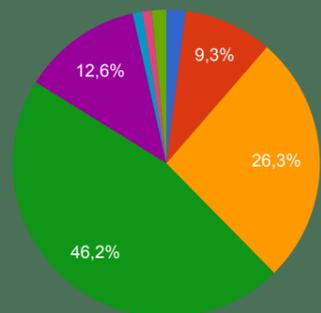
Text
Laura Rufer



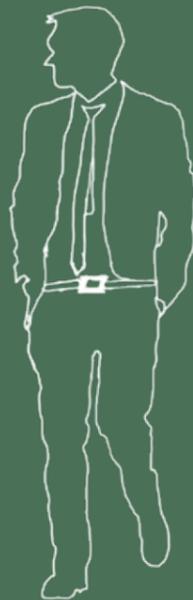
Typisch HSG?

Nur 0.8 Prozent der HSGler geben an, noch nicht von Freunden, Kommilitonen, Familie oder durch andere Kanäle mit HSG-Urteilen konfrontiert worden zu sein. Und wie präsentiert sich der Durchschnitts-HSGler?

Welchen Einstiegslohn erwartest du nach deinem Abschluss?

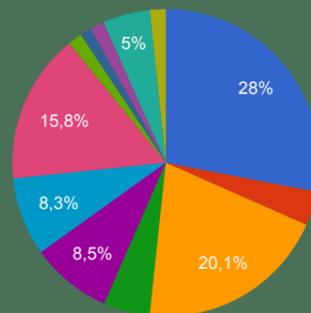


- 0 bis 40'000
- 40'001 bis 60'000
- 60'001 bis 80'000
- 80'001 bis 100'000
- 100'001 bis 120'000
- 120'001 bis 140'000
- 140'001 bis 160'000
- mehr

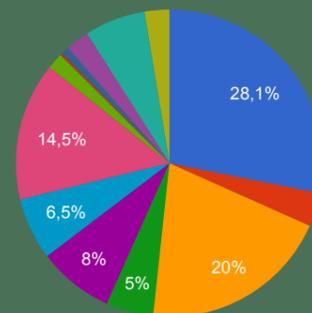


- Zuhause
- Bib
- WG-Party
- Adhoc
- Meeting Point
- Elephant
- Trischli
- Alpenchique
- Ivy
- Bermuda-Dreieck
- Barszene
- Eigene Antwort

Wo verbringst du deinen Mittwochabend?

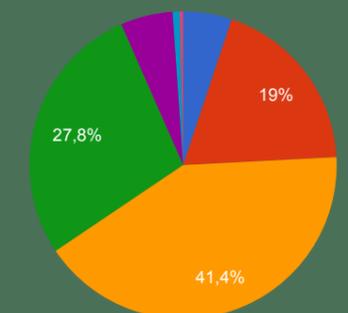


Wo verbringst du deinen Mittwochabend?



- Zuhause
- Bib
- WG-Party
- Adhoc
- Meeting Point
- Elephant
- Trischli
- Alpenchique
- Palace
- Ivy
- Bermuda-Dreieck
- Barszene
- Eigene Antwort

Welchen Einstiegslohn erwartest du nach deinem Abschluss?



- 0 bis 40'000
- 40'001 bis 60'000
- 60'001 bis 80'000
- 80'001 bis 100'000
- 100'001 bis 120'000
- 120'001 bis 140'000
- 140'001 bis 160'000



Maximilian

Maximiliana

Der typische HSGler ist zwischen 18 und 27 Jahren alt, macht einen BWL-Bachelor (33%) und ist wahrscheinlich Schweizer (70%) oder Deutscher (23%). Er ist an der HSG, da er von der Qualität der Lehre, der Reputation, Rankings oder Arbeitsmöglichkeiten überzeugt ist. Er ist grösstenteils zufrieden mit seinem Studium, nur 2.1% der Studenten gefällt das Studium gar nicht und 90% würden wiederkommen.

Der HSGler besucht Übungen regelmässiger als Vorlesungen, mehr als die Hälfte der Männer sind fast immer da. Er kauft seine Bücher häufig in der SKK, lernt auf Prüfungen aber eher mithilfe alter Prüfungen (18.3%) und eigener Zusammenfassungen (16%). Wie schon angesprochen, wird unser Durchschnitts-HSGler mit Vorurteilen konfrontiert. Davon kommen die meis-

ten von Freunden (23%) und Studierenden (24%) – jedoch auch von der Familien- und Arbeitsseite.

Der typische HSGler wohnt in einer WG (70%), während jeweils nur 15% bei den Eltern oder 13% alleine leben. Über die Zukunft macht sich der HSGler Gedanken: Es ist ihm wichtig, später viel Geld zu verdienen. Zum grossen Geld kommen will er über verschiedene Wege. 23% sehen sich später im Consulting, 21% in Banken, 13% in der Juristerei und 10% in Startups. Auch an Ambitionen fehlt es nicht: Der HSGler erwartet im Schnitt zwischen 80 000 und 100 000 Franken als Einstiegsgehalt.

Von den HSGlern sind 67% in einem Verein, als Gründe werden vor allem neue Leute zu treffen und persönliches Interesse genannt. Den Mittwochabend verbringen die Män-

ner der HSG erstaunlicherweise zu 28% zu Hause, während sich 20% auf WG-Partys, 16% im Trischli und je 8% im Elephant und Meeting Point vergnügen. Der typische HSGler konsumiert mindestens einmal in der Woche Alkohol – die harten 5% sogar täglich. Der HSGler hatte im Schnitt ein bis zwei Beziehungen. Im Ausgang lernen 11% der HSGler ihre Partnerin kennen. PartnerInnen lernt er zum Grossteil über Freunde (21.4%) oder auf dem Gymnasium (21%) kennen. Über die Uni sind es 12% und Dating Apps machen etwa 5% aus.

Die typische HSGlerin ist zwischen 18 und 27 und studiert BWL, im Assessment oder Bachelor. 78% kommen aus der Schweiz, 14% aus Deutschland. Diese haben sich überwiegend wegen Qualität, Reputation und der familiären Grösse für das Studium an der HSG entschieden. 56% sind sehr zufrieden und nur 3% gar nicht. Auch die typische HSGlerin besucht Übungen öfter als Vorlesungen, dabei sind jedoch bei beiden ein größerer Prozentsatz der Frauen vertreten. Die Durchschnittsstudentin lebt zu 65% in einer WG, 20% leben noch bei den Eltern. Dabei arbeiten etwa 50% neben dem Studium. Frauen an der HSG geben auch an, von Vorurteilen konfrontiert zu sein, nur 0.6% geben an, dies noch nicht erlebt zu

haben. Dies geschieht grösstenteils über Freunde (24%), Studierende anderer Universitäten (24%) und Medien (21%). Was Zukunftserwartungen angeht, wollen HSGlerinnen zu gleichen Teilen ins Consulting, zu Banken und Versicherungen, in die gemeinnützige Arbeit und Juristerei. Dabei erwarten sie ein durchschnittliches Einstiegseinkommen von 72 000 Franken – die Erwartungen liegen hier also deutlich unter den Hoffnungen der männlichen Kommilitonen.

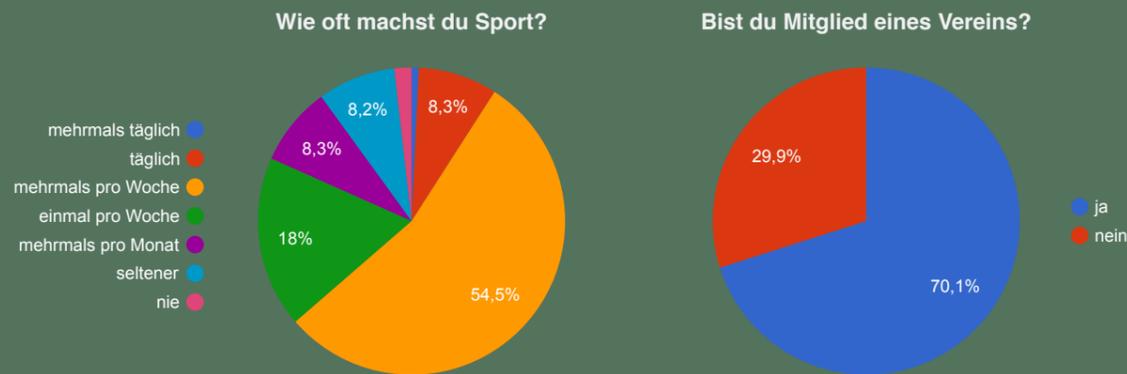
Aktiv werden HSGlerinnen unter anderem in Vereinen und im Unisport. 74% sind Mitglieder in Vereinen, und das mit unterschiedlichen Hintergründen, grösstenteils aber um neue Leute kennenzulernen und um persönlichem Interesse nachzugehen. Am Durch-

schnitts-Mittwochabend in einer statistischen Welt voller Umfragebeantworterinnen findet man 111 HSGlerinnen im Trischli, 50 im Elephant, 61 im Meeting Point, und 153 auf WG-Partys. 215 Frauen verbringen den Sprittwochabend zu Hause. Der Ausgang ist der Ort, wo 9.4% ihren momentanen Partner gefunden haben.



Schwitzen und Freunde finden

Wenn sie nicht gerade mit dem ach so zeitintensiven Studium oder dem Nebenjob beschäftigt sind, liegen die meisten Studenten auf der faulen Haut. Natürlich nicht!



Auf der faulen Haut zu liegen, wäre sowohl für einen CV-liebenden Studenten als auch angesichts der HSG-Vereinslandschaft eine Schande. Wir wollen hier natürlich nichts unterstellen. Die Motivation für extracurriculare Aktivitäten sehen die meisten nämlich in der Möglichkeit, neue Leute kennenzulernen oder um persönliche Interessen zu verfolgen. Gut macht es sich natürlich trotzdem, für die meisten ist es ein netter Nebeneffekt im Lebenslauf. Nur die Campus Credits scheinen nicht so beliebt, für nur gut 9% ist dies ein Grund, sich nebenbei zu engagieren. Mehr Studenten sind oft altruistisch unterwegs. Für einen Viertel gilt es, das Wohl anderer Mitmenschen zu steigern – da müssen wir uns wohl mal bedanken!

Generell sind es 70%, die sich in ihrer Freizeit in Vereinen engagieren – dabei sind von Assessies bis zu Masterstudenten alle auf irgendeine Art und Weise involviert – manche in bis zu drei Vereinen gleichzeitig. Vielleicht müsste man da noch nach Aktivmitgliedern filtern, aber diese Frage haben wir offen gelassen, da jeder für sich entscheiden kann, was für ihn oder sie die Mitgliedschaft in einem Verein bedeutet.

Überlaufene Sporthallen

Was neben dem Vereinsleben gross geschrieben wird, ist – natür-

lich – Sport: Über die Hälfte der Teilnehmenden treibt es mehrmals pro Woche in die Hallen des Unisports, fünf Personen seien sogar mehrmals täglich da zu finden. Nur bei den Assessment-Studenten scheinen EWS und REKO ein wenig auf den sportlichen Ehrgeiz zu drücken – aber auch sie trifft man durchschnittlich einmal wöchentlich beim Schwitzen an. Rein subjektiv scheinen sich all diese Sportler an einem bestimmten Tag und immer im Krafraum zu tummeln – dass das Gym überfüllt ist, bekommt man oft zu hören. Und tatsächlich sind die Zahlen derer, die regelmässig Sport treiben, fast deckungsgleich mit denen der Gymbenutzer. Dabei gibt es noch so viel mehr! Ausdauertraining ist gross im Trend, dicht gefolgt von Yoga. Kein Wunder, wird dieses mehrmals täglich angeboten. Vielleicht sind es gerade die Yogis, die da mehrmals täglich über die Strasse laufen.

«Gömmer Trischli»

Aber was, wenn das Gym schliesst und das Trischli öffnet? Partygänger – Fehlanzeige, fast 30% der Teilnehmenden verbringt den Mittwocha-bend Zuhause, ein Fünftel ebenfalls, aber nicht im eigenen, sondern auf WG-Partys, wie sie zum typischen Studentenleben dazugehören. Und

ganze 63 Personen sitzen sogar am Mittwocha-bend in der Bibliothek. Warum auch nicht, zu diesem Zeitpunkt gibt es wohl wenigstens genügend Platz. Wer jedoch regelmässig die Schliessungsdurchsage mitanhören muss, sollte darüber nachdenken, sich mal dem einen Drittel der Kommilitonen anzuschliessen, der in der St. Galler Barszene vertreten ist. Auch da kann man immer wieder interessante Dinge lernen. Und uns wurde genug häufig eingetrichtert, dass Networking alles ist.

Und schliesslich gibt es noch Freizeitaktivitäten, wo das Schwitzen und Socializing zusammenkommen, welche jedoch hinter verschlossenen Türen von statten gehen – für detailliertere Informationen empfiehlt sich die Lektüre des Artikels auf Seite 19...

Text
Daria Kühne

Einmal HSGler, immer HSGler

Das prisma führte bereits im Jahr 2011 eine grosse Umfrage mit den Studenten der HSG durch. Neben vielen Gemeinsamkeiten lassen sich in gewissen Bereichen doch einige Transformationen erkennen.



Mit HSG-Vorurteilen konfrontiert zu werden ist für die Studierenden der Universität St. Gallen kein neues Phänomen. Lächerliche 0,8% der befragten Studenten gaben in der grossen prisma-Umfrage an, noch nie einem Vorurteil der HSG ausgesetzt gewesen zu sein. Die überwiegende Mehrheit muss sich nach den abgegebenen Antworten andererseits so ziemlich überall vor den bekannten Vorurteilen in Acht nehmen, vor allem aber bei Studenten anderer Unis, Freunden und den Medien. Nicht mal in der Fahrstunde ist man von einer abschätzigen Nebenbemerkung des Beifahrers sicher. Wo gab es in den letzten sieben Jahren aber Änderungen?

HSG wird noch kinderfreundlicher

Im Jahr 2011 gaben 9,2% der Frauen an, keine Kinder haben zu wollen. Wie sieht der Lebensentwurf der modernen HSG-Frau im Jahr 2018 aus? Wie Statistiken belegen, sind es gerade gut Ausgebildete in qualifizierten Berufen, die sich gegen ein Kind entscheiden. In den letzten sieben Jahren war der Diskurs betreffend Frauen im Konflikt zwischen Karriere und Kind allerdings speziell durch skandalöse #Me-Too-Debatten und hitzige Diskussionen um Frauenquoten geprägt. Obwohl der Kinderwunsch auch heute noch mit Einschränkungen im beruflichen Weiterkommen verknüpft ist,

sank die Prozentzahl der HSG-Frauen, die sich keine Kinder wünschen, auf 6,4% und näherte sich somit auch der Männerrate von 5,5% an. Selbstverständlich fliessen nebst dem Karrierewunsch noch viele weitere Faktoren in die Entscheidung für oder gegen ein Kind mit ein – wie beispielsweise die richtige Wahl des Partners.

Hauptsorge: Ein unerfülltes Leben

Doch die Suche nach dem richtigen Partner ist bekanntlich nicht ganz ohne: Bei der Frage worüber wir uns in der Zukunft Sorgen machen, klickten auch 13,6% der Teilnehmer das Kästchen «Probleme bei der Partnerwahl» an, was Platz drei bei den grössten Zukunftssorgen der HSGler bedeutet. Während im Jahr 2011 die Angst vor einer Krankheit der Spitzenreiter der Sorgen war, belegt dieses Unbehagen neu nur noch den zweiten Rang. Denn mit 23,9% liegt ein neuer Kummer an der einsamen Spitze: Die Angst vor einem unerfüllten Leben. Diese Sorge ist somit über drei Mal grösser als unsere Angst vor Terrorismus oder einer Naturkatastrophe. So muss es uns wohl ziemlich gut gehen, liegt es doch an uns selbst, die innere Leere mit einem Sinn zu füllen. Weniger mitzusprechen gibt es etwa bei dem Verlust eines Arbeitsplatzes, was übrigens seit dem Jahr 2003 mit jeweils über 75% immer die vorderen Ränge des Sorgenbarometers der Credit-Suisse belegt. Diese Sorge

teilen wir hingegen nicht mit der Schweiz: Während im Jahr 2011 noch 20,6% der Teilnehmer ihre Sorge vor der Arbeitslosigkeit mit einem Klick äusserten, waren es im Jahr 2018 noch lediglich 8,6%.

Viele Ähnlichkeiten

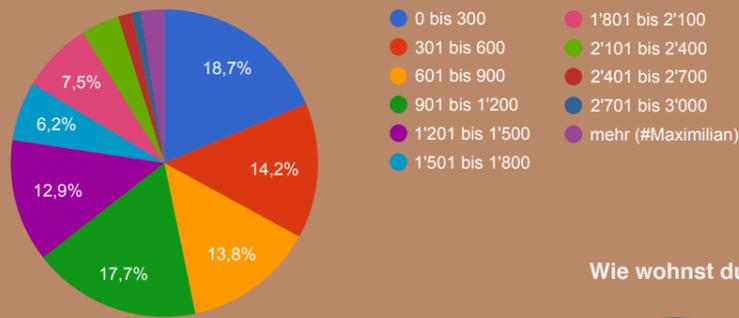
Nichtsdestotrotz sind wir unseren HSG-Vorfahren in vielen Hinsichten noch äusserst ähnlich: Mit den eigenen Zusammenfassungen und alten Prüfungen lernen wir immer noch am liebsten, knapp die Hälfte der Herren konsumieren mehrmals pro Woche Pornos, die Mehrheit der Studenten sind aufgrund der Reputation und der Qualität der Lehre an der HSG, die meisten Studenten wohnen in einer Wohngemeinschaft und das persönliche Interesse dominiert unsere Motivation für extracurriculare Aktivitäten, wobei die Ausschmückung des CVs dabei ein netter Nebeneffekt bleibt. Grundsätzlich sind wir mit unserem Leben hier an der Universität ganz zufrieden, denn knapp 90% der Teilnehmer würden auch wieder an die HSG kommen – ganz nach dem Motto: Einmal HSGler, immer HSGler.

Text
Jessica Eberhart

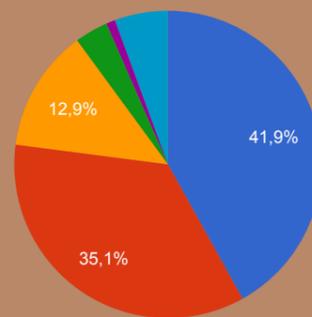
Die Sache mit dem lieben Geld

Maximilian, 21, HSG – so wird der typische HSGler in der Aussenwelt wahrgenommen. Doch wer liegt nur seinen Eltern auf der Tasche und wer arbeitet noch nebenbei?

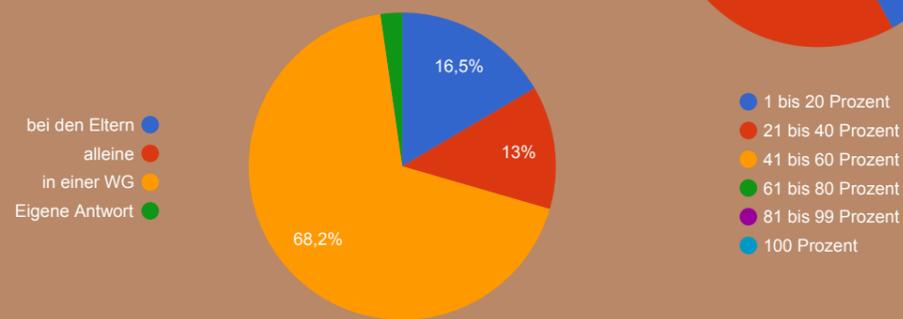
Wie viel Geld bezahlen dir deine Eltern pro Monat?



Wie viel arbeitest du neben dem Studium?



Wie wohnst du?



Mittelmässig wichtig ist der zukünftige Lohn für über die Hälfte der Teilnehmenden – wobei dies natürlich ein individuell dehnbarer Begriff ist, aber die Definition überlassen wir mal euch selbst. Doch etwas mehr als einem Drittel ist es sehr wichtig, später mal ordentlich Kohle zu scheffeln. 40 Personen gaben an, ihnen sei ein hoher Lohn egal. Schaut man sich den erwarteten Einstiegslohn nach dem Studium an, wird das Ganze konkreter. Für knapp 40% soll dieser bereits den sechsstelligen Bereich ankratzen. Rund ein Drittel ist pessimistischer oder vielleicht realistischer – und begnügt sich mit 60 000 bis 80 000 Franken pro Jahr. Und doch mehr als 13% liegen mit ihren Erwartungen darunter – filtert man jedoch zum Beispiel nach BIA Studenten, liegt diese Zahl schon bei 23%, bei BWLern fällt sie in den einstelligen Bereich.

Bescheidener als gedacht
Interessant ist, dass zum heutigen Zeitpunkt die meisten mit wenig Zustupf von Zuhause auskommen müssen. Ein Fünftel erhält null bis dreihundert Franken monatlich, der Durchschnitt bewegt sich im Bereich zwischen 900 und 1200 Franken. Das ist mehr als tausend Franken weniger, als die HSG an Lebenshaltungskosten angibt. Scheint, als seien die HSGler entweder bescheidener, als man im Volksmund zu hören bekommt, oder aber verdienen sich ihr Geld bereits selbst. Zu beachten ist jedoch, dass knapp 16% noch bei den Eltern leben. Wenn Mama den Kühlschrank füllt, braucht es natürlich weniger. Entgegen dem Klischee gehören nur 17 Teilnehmende zur Klasse der Maximilians, die über 3 000 Franken im Monat erhalten. Davon sind über die Hälfte Schweizer und knapp ein Drittel Deutsche – vielleicht müssen wir einmal unsere Vorurteile überden-

ken. Und – welch Überraschung – kaum ein «Ja», wenn es um das Arbeiten neben dem Studium geht.

Im Grossen und Ganzen gesehen, arbeitet rund die Hälfte der Teilnehmenden regelmässig nebenbei, die allermeisten bewegen sich im Bereich 10 bis 40%. Ein Fünftel geht nur in den Ferien Geld verdienen – da kommt man ja während des Studiums auf beachtliche Stunden. Rund ein Drittel verschiebt das Arbeiten jedoch auf später und ganze 24 Teilnehmende arbeiten 100%. Ob da nicht zu viel Zeit für das Studium draufgeht, bleibt offen.

Text
Daria Kühne



YOUR WEALTH

OUR PERSONAL FINANCIAL
ADVICE BEGINS WITH ONE QUESTION:

WHAT MATTERS
TO YOU?

juliusbaer.com/yourwealth

Julius Bär

YOUR PRIVATE BANK



Update-4.0-Tourstart im Kugl.

«Wir müssen die grössten Hallen des Landes nicht füllen»

Lorenz Häberli und Luc Oggier alias «Lo & Leduc» zirkulieren seit 2014 stets in den obersten Rängen der Schweizer Charts. Was hinter ihrem Erfolg und ihrer Gelassenheit steckt.

Nicht alle Menschen sind davon begeistert, Musik in Mundart zu hören. Wieso habt Ihr euch dazu entschieden, trotz der kleinen Reichweite eure Texte auf Schweizerdeutsch zu schreiben?

Lo: Für uns ist dies wohl eher ein Sachzwang, da wir keine andere Sprache so gut beherrschen. Unsere Ansprüche bezüglich der Texte sind sehr hoch und diesen können wir nur in Mundart gerecht werden. Wir würden sehr gerne mal ein Lied auf Spanisch schreiben...

Leduc: ...es wäre aber wahrscheinlich ziemlich schlecht. Man staunt jedoch oft, wer es sich zutraut, ein Lied beispielsweise auf Englisch zu schreiben – das dürfen sie gerne machen, wir lassen das aber lieber sein.

Ihr habt ja beide studiert. Spielt diese akademische Seite in eurem heutigen, von Musik geprägten Alltag immer noch eine Rolle?

Lo: Durchaus. Vor allem die Sprachfinität, welche in beiden Bereichen

präsent ist – sei dies im Literaturstudium oder beim Texte schreiben.

Leduc: Das lasse ich so im Raum stehen. (schmunzelt)

Euer neues Album Update 4.0 – wie lange dauert es vom Funken einer Idee bis zu dem fertigen Produkt?

Leduc: Es gibt Texte, deren Entstehen mehr als ein Jahr dauerte. Sie sind dabei nicht zwingend die besten, können dies aber werden; manchmal ist ein «Schnellschuss» aber beinahe besser – die Bandbreite bleibt jedoch äusserst verschieden. In Bezug auf Update 4.0 entstanden die meisten Songs in relativ kurzer Zeit. Das ist der Produktion auch anzumerken: Für uns war es eine kurze, intensive Zeit, wobei es sehr zügig voran ging. Es waren auch keine alten Ideen, an denen wir uns über längere Zeit geklammert haben, das meiste kam aus dem Gefühl heraus.

Lo: In einigen Songs kehren Bounce-Cypher-Verses auf, diese waren zum Teil unser Ausgangsmaterial bei der Produktion. Einige unserer

Lied-Ideen sind schon zwischen einem und fünf Jahre alt, vielleicht bringen wir diese ja in Update ... 5.0?

Ihr sprecht in euren Songs regionale Einflüsse, wie zum Beispiel das «Chileli vo Wasse» oder die Auskunft an. Kommt so etwas bei der jungen Generation an, die doch eigentlich keine Ahnung (mehr) davon hat?

Lo: Wir sind einfach alt! (lacht)

Leduc: Stimmt, doch dies ist ein wichtiger Punkt: Es sollte keineswegs so rüberkommen, als würden wir absichtlich nostalgische, folkloristische, alte Schweizer Geschichten und Symbolbilder in die Texte packen, in der Hoffnung, dass diese dann einen Song zum Hit machen – das wäre ja schrecklich. Das sind einfache Sachen, die wir in unserer Zeit mitbekommen haben – ich fand beim «Chileli vo Wasse» den Emil-Sketch immer sehr amüsant.

Lo: Und bei «079» wird ja genau damit gespielt: Im Text wird erwähnt, dass niemand mehr bei der Auskunft arbeitet.

Wie erklärt ihr den Gebrauch von Retro-Memes in euren Musikvideos und dem Albumcover?

Lo: Die stammen aus der Recherche-Feder von Maximilian Lederer. Ihm und seiner Zusammenarbeit mit Tim Dürig von Zehneinhalb haben wir unsere Grafiken, Bilder und Videos zu verdanken.

Leduc: Bei Update 4.0 hört man den Computer beinahe schon raus; ausserdem gibt es das Album nur als digitalen Download. Die Pixel-Ästhetik passt daher sehr gut ins Gesamtbild. Dies ist auch bei unserem Albumcover zu bemerken: Es gibt keine CD-Version mehr, also wählten wir das Symbol eines digitalen Ordners.

Die Globalisierung und die damit verbundene Digitalisierung vernichtet immer mehr Arbeitsplätze. Ist die Musikbranche davon betroffen?

Lo: Nein. Es wird garantiert noch Arbeitsplätze für Musiker geben, denn etwas haben Musik und Fussball gemeinsam: das Live-Erlebnis. Diesen Moment kann man nicht «wegtechnologisieren» und demzufolge werden Musikerjobs, seien dies eine Band oder ein DJ, weiterhin existieren. So wie die Entwicklung zu beobachten ist, wird es wahrscheinlich bald keine physischen Tonträger mehr geben, doch Musik wird es immer geben – es war schliesslich eine der ersten menschlichen Erfindungen, dies ist viel zu wichtig.

Legt ihr einen grossen Wert auf Live-Musik und physische Musikinstrumente?

Leduc: Mit Update 4.0 touren wir wieder mal seit langem ausschliesslich mit unserem Produzenten, Dr. Mo, als DJ. Ansonsten sind Live-Musiker ein elementarer Bestandteil von «Lo & Leduc». Wir haben eine zehnköpfige Band, mit welcher wir auch dieses Jahr unterwegs sein werden. Live-Musik ist eine der wichtigsten Zutaten für das Gelingen eines Konzert-Erlebnisses – es sollte ein Moment sein, den man zu Hause vor dem Computer nicht erleben kann. Wenn wir mit zehn Freunden auf der Bühne stehen, fühlt es sich magisch an und ich denke, dass wir dies an unser Publikum weitergeben können.

Update 4.0 – ein kostenloses Album. Trotzdem sind Songs, wie «079» auf Platz 1 in den iTunes- und Spotify-Charts. Wie kann das sein?

Lo: An dieser Stelle sollte man unseren Hörerinnen und Hörer, die sich

nun bald seit zehn Jahren unsere Updates anhören, einen riesigen Dank. Es ist sehr schön zu sehen, dass die Menschen diesen Quatsch, den wir uns ausdenken, nicht nur hören wollen, sondern auch bereit sind, einen Beitrag dafür zu zahlen. Wir haben sicher eine Fanbase, von der wir es zwar erwarten konnten, doch das Ausmass ist nie abschätzbar.

Leduc: Einerseits ist es ein Dank an unser Publikum, andererseits war dies zu erwarten. Dies lasse ich jedoch so im Raum stehen.

Was sind eure kurz- und langfristigen Ziele?

Lo: Sicherlich gesund bleiben. Ich möchte jedoch noch einiges mehr, möchte dies aber nicht verraten. Ich denke kurzfristig steht nun unsere Tour an, wobei wir uns erhoffen, dass wir die Erwartungen der Zuhörer auch erfüllen können. Parallel dazu fangen wir schon jetzt an, mit unserer Band zu proben und einige Songs von Update 4.0 für Live-Auftritte umzusetzen. Darüber hinaus feilen wir an sämtlichen Lied-Ideen herum. Langfristig hoffe ich, dass wir noch einige Jahre das, was wir am liebsten tun, machen können und dürfen.

Leduc: Das kann ich gleich unterschreiben.

Ihr habt zweifellos schon sehr vieles, man könnte behaupten alles in der Schweizer Musikszene erreicht...

Leduc: Nein, sonst könnte man ja aufhören. Ich glaube, dass diese Beschreibung ein Wachstumsmaximum voraussetzt. Es gibt jedoch Ziele, die wir anstreben, und solche, woran wir gar nicht denken. Wir füllen beispielsweise nicht die grössten Hallen des

Landes, müssen wir aber auch nicht. Jedoch gibt es bestimmte Sachen, die noch zu erreichen wären und die Glück spenden werden, auch wenn dies in einem Keller mit 50 Menschen ist. Solange wir immer noch Ideen für Lieder und Produktionen haben, ist zum Glück noch nicht alles erreicht.

Lo: Das, was der Mann sagt. (lacht)

Wird eure Musik auch über die Landesgrenzen hinaus wahrgenommen?

Lo: Es wäre wahrscheinlich höchst interessant, die Klickzahlen bei unseren Videos demografisch zu betrachten. Man muss sich der Krux der Mundart bewusst sein: man fährt aus Bern 20 Minuten in den Westen und dort versteht man uns nicht mehr – dementsprechend ist man sehr begrenzt mit dieser Sprache.

Leduc: Aber Schweizer sind ja bekanntlich überall auf der Welt anzutreffen – man kann kaum an einen Ort reisen, wo einem nicht nach zwei bis drei Stunden ein Schweizer in funktionaler Kleidung und Wanderschuhen entgegenkommt. Es ist uns immer wieder eine Freude zu sehen, dass unsere Lieder über die Landesgrenzen getragen werden, doch ich bezweifle, dass unsere Musik in anderen Völkern eine Nische finden wird.

Der typische HSGler ist...

Lo: Das spreche ich bewusst nicht aus, da wir keine Stereotypen zementieren wollen. Es gibt ganz sicher viele gute und auch schlechte Menschen, wie eigentlich überall.

Interview

Darya Vasylyeva

Bilder

Alessandro Massaro

prisma Backstage mit Lo & Leduc.



Neues Geldspielgesetz?

Der Kampf um den Umgang mit der Geissel des Glücksspiels.

Pro

Tabea Wich findet die Kritik am neuen Geldspielgesetz ungerechtfertigt. Wer in der hysterischen Debatte um Internet-Zensur kurz innehält und sich besinnt, was Zensur denn eigentlich bedeutet, der erkennt, dass der Gesetzgeber lediglich das geltende Recht auf den virtuellen Raum auszudehnen versucht.

Im April 2017 wird ein Chinese wegen der Benutzung eines verbotenen Spitznamens für den Präsidenten in einem Gruppenchat zu zwei Jahren Haft verurteilt. Im Mai 2017 sperrt die ägyptische Regierung den Zugang zu 21 Nachrichtenportalen, darunter die arabische Huffington Post und Al Jazeera. Seit dem Jahr 2007 hat die türkische Regierung über 80 000 Internetseiten gesperrt, darunter Seiten wie Youtube oder Alibaba. Die Sperrung einer Seite mit «schädlichem Inhalt» bedarf ohnehin erst im Nachhinein einer richterlichen Genehmigung. Nordkorea hat für die unterdrückte Bevölkerung gleich ein eigenes Betriebssystem namens Redstar OS entwickelt. Neben anderen Eingriffen in Privatsphäre und Datenschutz integriert dieses ein System, das alle Dateien auf dem Rechner scannt. Erkennt es Inhalt, der die Stabilität Nordkoreas gefährden könnte, wird dieser umgehend gelöscht. All diese Beispiele fallen unter den Begriff der Internet-Zensur und gefährden Informations- und Meinungsfreiheit in grossen Teilen unserer Welt.

Wie in Nordkorea?

Wer sich auf die Homepage der Gegner des neuen Geldspielgesetzes begibt, wird von einem fingierten Chat begrüsst, indem eine Seite das neue Gesetz mit «wie in Nordkorea» kommentiert. Stellen wir also gegenüber: 1. Die nordkoreanische Regierung hat ein eigenes Betriebssystem entwickelt, um ihre Bevölkerung optimal ausspionieren und kontrollieren zu können. 2. Die Schweizer Regierung hat ein Gesetz entwickelt, welches im Internet die gleiche Kontrolle über Glücksspiel zu erreichen versucht, wie auf dem eidgenössischen Staatsgebiet. Doch von solchen Spitzfindig-

keiten muss man sich ja nicht gleich irritieren oder aus dem Konzept bringen lassen.

Glücksspiel ist eines der ältesten Gewerbe der Welt und bereits seit Jahrtausenden mehr oder weniger reglementiert. Nach heutigem Stand existieren Spiele, deren Verlauf weitgehend vom Zufall bestimmt wird, bereits seit etwa 3000 v. Chr. Über viele Jahrhunderte hinweg war Glücksspiel vollkommen verboten, was die Menschen jedoch nicht wirklich an dessen Ausübung hinderte. Heute dürfen in der Schweiz lediglich Spielbanken mit offizieller Konzession Glücksspiel organisieren und betreiben. Und auch das Referendumskomitee möchte diese Regulierung in der Offline-Welt nicht aufheben. Es sind sich also alle einig, dass es nicht jedem erlaubt sein sollte, an jeder Ecke, jede Art von Glücksspiel zur Verfügung zu stellen. Aber online sollte dies möglich sein? Dieser Widerspruch ist für mich nicht aufzulösen. Eine Sperrung von Webseiten ist selbstverständlich ein Eingriff in Freiheitsrechte, doch ist wirklich die Informations- oder Meinungsfreiheit gefährdet? Ist die Wirtschaftsfreiheit hier über das öffentliche Interesse der Regulierung von Glücksspiel zu stellen?

Freiheitsrechte vs. Schutz der Öffentlichkeit

Die Gegner des Gesetzes fürchten die Schaffung eines Präzedenzfalles für Internet-Zensur. Diese Sorge ist nachvollziehbar, doch kann die Angst vor übermässigem, staatlichen Eingriff in Freiheitsrechte auch nicht dazu führen, ihm alle Kontrollinstrumente zu entreissen. Die Sperrung von bestimmten pornografischen Inhalten hat schliesslich auch nicht auf direktem Wege nach Nordkorea geführt. Die Abwägung zwischen Freiheit und Sicherheit ist immer eine schwierige Balance, doch in diesem Fall sollte die Schweiz nicht die Chance verpassen die juristische Oberhand auch in der Online-Welt zu behalten und diese nicht als rechtsfreien Raum aufzugeben.

Contra

Im Parlament weht ein Wind der Abschtotung. Nach massivem Lobbying der Hotelier-Branche stimmte der Nationalrat der Motion zum Verbot der Tiefpreisgarantien auf Online-Buchungsplattformen zu. Nun wurde das neue Geldspielgesetz verabschiedet, das Online-Glücksspiele von ausländischen Anbietern regulieren will. Zur Erreichung des Zieles wird zu neuen Mitteln gegriffen. Protektionismus und Internetsensur sollen es richten. Ganz nach dem Motto: Der Zweck heiligt die Mittel. Robin Rööslí findet deshalb, dass das Gesetz nochmals überdacht werden muss.

Alternative Modelle zum Protektionismus

Den Protektionismus kennen wir in der Schweiz bereits von einer Branche: der Landwirtschaft. Nun hat sich auch das gezielte Lobbying der Schweizer Casinos durchgesetzt, wodurch eine weitere Branche die ausländischen Wettbewerber vollständig verdrängt. Man mag vermuten, dass dies der nationalen Kasse zu Gute kommt – zu kurz gedacht. Mit Fokus auf die Abgaben an die AHV wird damit das Potenzial nicht vollständig ausgeschöpft.

Die Schweiz sollte lediglich die Spielregeln neu definieren. Dänemark gilt hier als Vorzeigebispiel, das eine alternative Lösung bereits erfolgreich praktiziert. Ausländische Anbieter müssen eine Konzession erwerben, um im Onlinebereich Casinodienstleistungen anbieten zu dürfen. Dadurch wird sichergestellt, dass die entsprechenden Abgaben an den Staat geleistet werden. Wird dies nicht getan, so können sie strafrechtlich verfolgt werden.

Durch das Konzessionierungsmodell, das auch die Eidgenössische Spielbankkommission befürwortet, würde eine Monopolstellung der Schweizer Casinos verhindert werden, was schlussendlich den Konsumenten zu Gute kommt. Der Wettbewerb führt zu Innovationen und Angebotsvielfalt. Gerade in Zeiten der Digital-

isierung darf die Schweiz keine Abschtotungspolitik betreiben, sondern muss internationale Anbieter, die unsere Regeln befolgen wollen, in den Markt integrieren.

Internetsensur

Ein weiterer Kritikpunkt des neuen Gesetzes stellt der vehemente Eingriff in die Freiheit des Internets dar. Denn das Gesetz ermächtigt den Staat zur Zensur. Was als Einzelfall betitelt wird, kann die Türen für weitere Einschränkungen öffnen. Diese Regelung ist brandgefährlich und ein Eingriff in die Wirtschafts- und Informationsfreiheit. Das Internet darf nicht zum Spielball für weitere Lobbyisten werden.

Wer schon einmal in China war, weiss, welches Ausmass staatliche Zensur annehmen kann. Es werden unliebsame Anbieter gesperrt und das Internet streng kontrolliert. Was man jedoch auch weiss, ist, dass die Netzsperrungen mit nur wenigen Klicks umgangen werden können. Ein Grossteil der heutigen Internetnutzer kann ein VPN aufsetzen und die Sperre mit Leichtigkeit umgehen. Dies kann beim neuen Gesetz ebenfalls angewendet werden, wodurch das eigentliche Regulierungsziel verfehlt wird. Dadurch hat der Staat keinerlei Kontrolle mehr, die im heiklen Bereich des Glücksspiels jedoch dringend notwendig ist. Dies widerspiegelt das paradoxe Verhalten der Befürworter, die plötzlich mit dem Wohle der Konsumenten argumentieren.

Eines ist klar – der Status Quo ist nicht zufriedenstellend. Die Schweiz braucht eine Lösung, um den Markt zu regulieren. Jedoch nicht mit Protektionismus und Internetsensur. Deshalb muss das Gesetz zurück an den Absender, der das ganze Konzept neu zu überdenken hat.

Prof. Martin Föhse

Assistenzprofessor für Energierecht



«Ich hatte enormes Glück, dass mir jemand eine Chance gab»

Vom Vermessungszeichner über einen Networking-Event zum Assistenzprofessor – Martin Föhse überrascht mit einem einzigartigen Karriereweg. prisma erfuhrt ganz private Dinge, auch aus seinem langjährigen Leben als Frau.

Eine friedfertige Idylle liegt zwischen dem Thuner- und Brienzsee – gleichsam einem Bilderbuch entsprungen. Die Gemeinde Unterseen befindet sich eingerahmt von Bergen direkt neben Interlaken. Das Touristenherz des Berner Oberlands weiss nicht nur Urlauber aus der ganzen Welt anzuziehen, sondern verzaubert mit seinem fast schon übermächtigen Charme auch Kinder der Stadt. Unmittelbar an der Gemeindegrenze auf einem kleinen Eiland mit Blick auf die Aare befindet sich das Zuhause von Martin Föhse. «Manchmal vergesse ich, dass ich hier auf einer kleinen Insel wohne», meint er schmunzelnd, als wir ihn auf die wunderbare Lage ansprechen. Hier hat der Professor unter anderem seine Dissertation geschrieben und schätzt die ruhige Arbeitsatmosphäre. Der Beck ums Eck spielt dabei eine grosse Rolle.

Geborener Landjunge – per Zufall Gymnasiast

Martin Föhse wuchs als Einzelkind im märchenhaften Emmental auf. Sein Vater ist Deutscher und kommt aus Berlin. Somit bestand schon von klein auf ein Bezug zum grossen Kanton und die Kindheit war geprägt von Erlebnissen und Geschichten aus beiden Teilen Deutschlands. Nach dem Abschluss der Schule machte Föhse eine vierjährige Lehre als Vermessungszeichner. «Mein Vater ist Ingenieur für Landkartentechnik, also Kartograph; vielleicht hatte dies einen Einfluss auf meine Wahl.» Mit zehnwöchigen Blockkursen in Zürich und dem Arbeitsbeginn um sieben Uhr lernte Föhse schon in jungem Alter, was es heisst, in der Berufswelt tätig zu sein.

Plötzlich taten sich mehr Möglichkeiten auf. Ursprünglich war das Ziel, Vermessungsingenieur zu werden, doch die durch den Erwerb der technischen Berufsmatura erweckte Neugier nach Allgemeinbildung motivierte den jungen Lehrling, den Weg ans Gymnasium einzuschlagen. Föhse war ein Sonderfall: Noch nie gab es dort jemanden, der nach einer abgeschlossenen Lehre nochmals zwei Jahre die Schulbank drücken wollte. «Ich hatte das Glück auf einen Rektor zu treffen, der mir eine Chance gab», erinnert sich Föhse. Es ging dann alles Schlag auf Schlag: Von einem Tag auf den anderen sass er in einer Klasse.

Insbesondere der Englischunterricht war eine Qual: Was die anderen schon jahrelang durchkauten, musste sich Föhse innert kürzester Zeit aneignen. Ausserdem war er vier Jahre älter als seine Mitschüler. Der Vorsprung an Lebenserfahrung machte sich in vielen Situationen bemerkbar. «Viele meiner Klassenkameraden existierten in einer ganz anderen Welt und hatten noch keine Ahnung vom richtigen Leben, geschweige denn vom Arbeiten», bemerkt Föhse. Nicht wenige waren sich ihrem Privileg, in einem Gymnasium den Geist des Wissens eingeflösst zu bekommen, gar nicht bewusst. Für Föhse eine riesengrosse Chance, für andere mehr Ferien als tatsächlicher Ernst.

Aus dem Emmental in die Hauptstadt

Wie viele angehende Maturanden tat sich auch Föhse in der Wahl eines Studiengangs schwer. Nur eines war klar: Ein Studium an der Universität Bern – andere Bildungsanstalten kamen aus finanziellen Gründen nicht in Frage.

Seine Auswahl beschränkte sich auf Medizin oder Rechtswissenschaften. Den Numerus Clausus hatte er mit Bravour bestanden – ein Studienplatz an der Universität Bern war ihm sicher. Nach langem Hin und Her merkte Föhse aber schnell, dass die medizinischen Tätigkeiten ihm einen Tick zu weit unter die Haut gingen. «Es gibt Momente, in welchen ich meinen Entschluss gegen den Wunsch-Studienplatz schrecklich bereue», gibt Föhse zu. Die Wahl richtete sich jedoch nicht ausschliesslich gegen Medizin – den angehenden Jus-Studenten faszinierten schon in jungen Jahren die Schreibkunst, präzise Artikulation und die Auslegung einzelner Geschehnisse. Der einzige Bezug zur Welt der Rechtswissenschaften war ein Vorfall mit der Justiz: sein Cousin fuhr unerlaubt mit Martins «aufgepimpten» Moped herum und wurde erwischt – die Konsequenzen durfte Föhse anschliessend ausbaden. «Es gab eine Busse und ich bekam mein «Töffli» um einige Bestandteile erleichtert zurück, doch waren sogar die Beamten ziemlich amüsiert über dieses Kavaliersdelikt.»

Schon nach kurzer Studiums-Zeit verliebte sich Martin Föhse ins römische Privatrecht. Dies zeigt sich auch in seinem Zeitvertreib – der Lektüre historischer Romane. Aufgrund der Passion des Vaters war er auch häufiger in Italien und lernte das Land kennen und lieben. Der Student war sich jedoch noch nicht sicher, was er später machen wollte. Sein Studium genoss er in vollen Zügen und verfolgte dabei das Ziel in naher Ferne ein Anwalts-Patent zu machen. «Ich hatte nicht nur beinahe die Praktika-Termine verpasst, sondern kannte mich in

guten Kanzleien auch nicht aus.» Nach dem Abschluss begann Föhse komplett blauäugig ein Gerichtspraktikum, welches ihm gut gefiel. Sein Karriereweg führte ihn schliesslich in eine Anwaltskanzlei nach Biel. Dort erlebte der junge Rechtspraktikant eine intensive und lehrreiche Zeit.

Bereits kurz vor dem Erwerb des Anwaltspatentes erhielt er eine Stelle als Gerichtsschreiber am Bundesverwaltungsgericht und erstmals mit dem öffentlichen Recht in Kontakt. «Damals war ich aber noch nicht reif für diese Art von Arbeit.» Deshalb wollte er es nochmals wissen und ging zu einer grossen Wirtschaftskanzlei in Bern und fokussierte sich aufs Privatrecht. Dieser Lebensabschnitt war durch ein einschneidendes Erlebnis geprägt, da genau zu diesem Zeitpunkt der in mancher Hinsicht zunächst karriereschädigende Wechsel stattfand: Föhse verlor seine Stelle. In einer Nacht- und Nebelaktion verschwanden die Dossiers aus seinem Büro und die Schränke wurden geleert. Erklärung der Kanzlei: Wir haben für Sie leider nichts mehr zu tun.

Vom Mann zur Frau

An einem Networking-Event lernte er einen HSG-Professor kennen, der ihn auf eine frei werdende Assistenzprofessur an der Uni hinwies. 2016 kam Martin Föhse als Kathrin Föhse an die HSG. Gut 10 Jahre lang lebte er als Frau. «Wenn ich es irgendwie hätte vermeiden können, dann hätte ich das liebend gerne getan. Ich habe damals jedoch keinen anderen Weg gesehen», erklärt Föhse seine Entscheidung. Mit allen Ungewissheiten und Risiken zog Martin das Leben als Frau

durch – wurde Kathrin. Dabei sei vor allem auch das private Umfeld eine enorme Unterstützung gewesen.

Im letzten Jahr entschied sich Kathrin dazu, wieder als Martin durchs Leben zu gehen. Vorher musste sie kaum vor vielen Menschen stehen. Plötzlich begann sie zu hinterfragen, was die Studierenden wohl von ihr denken. «Fühle ich mich überhaupt noch wohl?»

Während dieser Zeit habe er sich selbst viel besser kennengelernt. «Das würde noch manchem Mann guttun», meint er schmunzelnd. Die Frauenwelt sei ein komplett anderer Kosmos. Man werde permanent unterschätzt, was einem als Mann nie passiere. «Es sind Kleinigkeiten, wo ich das Gefühl habe, dass man sich als Frau viel mehr beweisen und bemerkbar machen muss.» Umgekehrt könne man im aktuellen Zeitgeist beruflich vielleicht davon profitieren, Frau zu sein. Ärgerlich sei aber das «Quotenfrau»-Problem. Alleine im letzten Quartal habe Kathrin eine Anfrage für eine Top-Kaderposition sowie für zwei Verwaltungsratsmandate erhalten. «Die haben bei mir aufgrund der Häufung ein wenig den Geschmack der Quotenfrau hinterlassen – einer hat dies ganz unverblümt zugegeben.» Frau sein als rein formales Qualitätsmerkmal? Das sei absurd. «Ich denke, dass einige noch nicht ganz verstanden haben, worum es beim Thema Diversity geht.»

Der Kündigung sei Dank

Nachdem sie die Stelle in der Wirtschaftskanzlei verloren hatte, fing Kathrin beim Bundesamt für Energie an.

Nach einem Jahr wurde sie Sektionschefin. Zwei Monate später passierte die Fukushima-Katastrophe und Föhse fand sich unversehens als federführende Juristin im grössten Gesetzgebungsprojekt des Bundes seit langem wieder.

Über das ganze Gesehene, dürfe er sich wohl als Glückskind bezeichnen. «Im Nachhinein muss ich der Kanzlei fast dankbar für die Kündigung sein», sagt Föhse. Sonst hätte sich diese Chance nie ergeben und er wäre nie an diesem Punkt angelangt, an welchem er sich nun befinde.

Angesprochen auf seine Sicht auf die HSG muss Martin Föhse etwas überlegen: «Ich bin von meiner Alma Mater eine ganz andere Unikultur gewöhnt.» Im Vergleich zur Uni Bern sei die HSG eine spezialisierte Universität, wo nicht solche mannigfaltigen und gegensätzlichen Studiengänge angeboten werden – dies präge die Bildungsinstitution. Das Studium sei stark verschult, was sowohl Vor- wie auch Nachteile habe. «Die Studierenden der HSG zeichnet ein enormer Ehrgeiz, einen starken unternehmerischen Geist und eine ausgeprägte Leistungsmentalität aus», bemerkt Föhse anerkennend.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit als Anwalt und Professor sei jetzt wahrscheinlich ein Umzug in die Hauptstadt geplant, denn wie Martin Föhse selbst sagt: «Ich liebe Bern!»

Text Alessandro Massaro
Text/Bilder Darya Vasylyeva



Gemäss Bundesrat Parmelin erhält die Milizarmee von Arbeitgebern zu wenig Anerkennung.

Interview

«Das Risiko eines Krieges steigt leider wieder»

Militärische Spannungen häufen sich zurzeit weltweit. Wer eine gut gerüstete Armee will, muss sich auch als attraktiver Arbeitgeber positionieren. Höchste Zeit, offene Fragen mit Verteidigungsminister Guy Parmelin zu klären.

Im Zuge der WEA (Weiterentwicklung der Armee) bekommen Offiziere eine Ausbildungszulage. Warum bekommen aber Gruppenführer, die häufig als wichtiges Glied der Armee bezeichnet werden, diese Zulage nicht?

Aufgrund der finanziellen Mittel mussten wir Prioritäten setzen. Deshalb haben wir im Verlauf der WEA mit Arbeitgeberverbänden diskutiert, weil die Vereinbarkeit des Studiums mit dem Militär schon immer Konfliktpotenzial barg. Dann war die Idee, eine Motivation für das «Weitermachen» zu bieten, wobei diese mit dem neuen Chef Ausbildungen – KKdt Baumgartner – und verschiedenen Organisationen entstand. Jedoch ist auch das Geld sehr wichtig, dieses Problem liegt da-

her eher beim Finanzdepartement. Somit ist diese Lösung ein Kompromiss.

Was sagen Sie zu einem Gruppenführer, der sich übergangen fühlt?

Wir haben gerade erst mit der WEA begonnen und der Prozess dauert fünf Jahre. Bis die WEA umgesetzt ist, müssen noch einige Analysen vorgenommen und Änderungen gemacht werden. Alles muss auch in Absprache mit dem Parlament geschehen, wobei dieses alle sechs Monate einen Lagebericht zu den einzelnen Stärken und Schwächen der WEA verlangt. Ich denke, dass wir eine Bilanz machen müssen, aber es kann nicht bereits am Anfang alles verändert werden. Das Parlament würde eine Verschiebung

der Prioritäten vermutlich auch nicht akzeptieren. Wahrscheinlich müssen aber einige Schwächen verbessert werden, was schliesslich auch unser Ziel ist. Man kann sich bekanntlich immer verbessern.

Bei vielen Studenten gibt es das Vorurteil, dass die anstehenden Wiederholungskurse (WKs) in der Privatwirtschaft ein potenzielles Hindernis darstellen könnten. Was ist die Legitimation des WK-Modells?

Es gibt mehrere Möglichkeiten, wobei wir vielleicht zuerst von der Rekrutenschule und dem Studium sprechen sollten, und erst danach von den Wiederholungskursen. Zum einen gibt es die Durchdiener, wobei maximal 15 Pro-

Martin Föhse weiss mit seinem einzigartigen Karriereweg zu beeindrucken.



zent aller Rekruten eine solche Art des Dienstes antreten können. Dann muss der Student auch überlegen, ob er Unteroffizier oder höherer Unteroffizier werden möchte. Hier kommen verschiedene Anreize dazu – unter anderem eine verstärkte Ausbildung im Bereich Führung zu erhalten. Es bleibt auch die Möglichkeit, welche jedoch sehr begrenzt ist, den Dienst zu fraktionieren, wenn es ein grundsätzliches Problem bei der Vereinbarkeit mit dem Studium geben sollte. Wenn ich dies mit dem vorherigen Modell vergleiche, sehe ich grosse Verbesserungen, die jetzt in Kraft getreten sind. Sie haben aber Recht, man kann sich immer verbessern. Wenn Sie jedoch eine Armee nehmen und eine Teilmobilisierung befohlen wird, beispielsweise bei einem Terrorangriff, dann hat die Armee einen Rahmen, in dem man sich bewegen muss, der auch immer weniger attraktiv ist als eine freie Wahl.

Es gibt Kantone – beispielsweise Neuenburg – die eine sehr hohe Untauglichkeitsrate haben. Wie sind diese krassen Unterschiede erklärbar?
Wir haben im Rekrutierungszentrum in Lausanne mit Militärärzten und -psychologen diskutiert. Am Ende entscheidet die Gesundheit über die Tauglichkeit, was ja anhand von verschiedenen Tests festgestellt wird. Wenn also der Arzt jemanden untauglich stempelt, kann man nichts machen. Wir haben eine Statistik gesehen, in welcher man sieht, dass es keine Frage der regionalen Zugehörigkeit ist. Feststellbar ist, dass in Stadtzonen im Vergleich zu ländlichen Gebieten die Untauglichkeit eher steigt, aber wenn man die Entwicklung in den letzten Jahren anschaut, ist auch dies relativ stabil.

Ich kenne viele Beispiele aus dem Militär, wo Personen auf die Tränen-drüse drückten und so untauglich wurden. Kann das so sein?
Es gibt immer jemanden, der durchkommt. Was mich aber stört, ist, wenn jemand sagt, dass seine erste Priorität Infanterist sei, seine zweite aber Zivildienst. Das geht einfach nicht, diese Person hat kein Problem mit dem Militär. So wird das Problem der Attraktivität der Armee ersichtlich, aber die Attraktivität der Armee kann einfach nicht grösser sein als jene des Zivildienstes. Wenn Sie entscheiden, ob Sie am Morgen um 8:00 wählen können, wo Sie sein wollen, und am Freitag um

16:00 zu Hause sind, dann kann die Armee nicht mithalten. Im Falle einer Katastrophe muss die Armee auch Einsätze in der Nacht oder über das Wochenende leisten, was nicht gleich interessant ist wie das andere. Wenn alle ihre Verpflichtungen vermeiden wollen, dann haben wir ein Problem bei der Katastrophenhilfe. Wir haben schon Kritik der Kantone erhalten, die nicht mehr genügend Zivilschützer haben. Man muss sich die Frage stellen, wie man das lösen könnte, und niemand will eine Gewissensprüfung, wie es sie früher gab, wieder einführen.

Denken Sie, dass die Attraktivität der Armee bei den Jungen nicht mehr gleich gross ist wie früher?
Zum einen ist das wahrscheinlich ein Generationenproblem, zum anderen leben wir in einer Wohlstandsgesellschaft, die glücklicherweise ohne Konflikte aufwuchs. Die Generationen vor uns haben noch einen Weltkrieg unmittelbar mitbekommen. Das war eine harte Zeit. Auch ich habe diese Erfahrung nicht gemacht. Darauf folgte der Kalte Krieg und der Mauerfall 1989, wobei der ewige Friede kommen würde. In der heutigen Zeit nehmen die Spannungen zwischen den Staaten aber wieder zu. Zudem werden wir auch immer egoistischer. Wenn Sie Dienst leisten, machen Sie das für das Land und die Sicherheit. Man sieht, dass die Armee zum Schutz der kritischen Infrastruktur gebraucht wird und um die zivilen Kräfte zu unterstützen. Offensichtlich wird das am Beispiel Bondo, wo die Armee als letzte Reserve des Bundesrates eingesetzt wurde. Der Sinn der Armee und was sie für das Land leistet, wurde wahrscheinlich zu wenig diskutiert mit der jungen Generation. Das ist kein Vorwurf, aber heute spricht man wieder mehr über Sicherheit. Auch junge Frauen leisten vermehrt Militärdienst.

Sie haben die Frauen erwähnt. Was halten Sie von einer Wehrpflicht für alle?
Zuerst denke ich, dass es schade ist, dass Frauen Informationen, welche Männern vermittelt werden, vorenthalten werden. Das ist aber sehr kompliziert, das kann ich Ihnen sagen. Die Idee war, dass der Informationstag für alle obligatorisch wird, aber wir wissen nun, dass es dafür eine Verfassungsänderung braucht. Das Parlament wird diese Idee ablehnen. Da der Informationstag in der Hoheit der Kantone liegt, werden wir das noch einmal diskutie-

ren. Was vielleicht bei den Zahlen der Untauglichkeit auch zum Vorschein kommen könnte, ist, dass gewisse Kantone eine sehr gute Arbeit leisten, während andere eher das Minimum ihrer Aufgabe erledigen. Wenn die Kantone mit Verbesserungen einverstanden sind, wird der Bund das unterstützen. Wenn sie aber nichts verbessern wollen, dann können wir nichts forcieren. Ich habe manchmal junge Frauen, die mir schreiben, dass sie mit der Situation unzufrieden sind. Sie hätten gerne Informationen bekommen, aber keine erhalten, und als sie sich freiwillig bei den Kantonen gemeldet haben, wurde ihnen mitgeteilt, dass sie zu spät seien. Das ist aus meiner Sicht nicht korrekt, denn sie haben nicht die gleichen Möglichkeiten.

Uns wurde als Anreiz zum Weitermachen aufgetischt, dass man einen deutlichen Vorteil am Arbeitsmarkt habe. Doch aufgrund der WK fehlt man jährlich zwei Monate (inklusive vier Wochen Ferien) am Arbeitsplatz. Nicht wenige Arbeitgeber sind davon alles andere als begeistert. Wie stehen Sie zu diesem Problem?
Ich denke, dass es schade ist, dass die Arbeitgeber die Milizarmee nicht so anerkennen, wie diese es verdient hätte. Mehrere Länder haben im Moment das Ziel, ein ähnliches Modell wie die Schweiz einzuführen, was ja die Stärken dieses Modells aufzeigt. Wir versuchen den Arbeitgebern darzulegen, was diese Stärken sind, damit es auch in ihrem Interesse ist, dass unsere jungen Leute den Militärdienst machen. Ein Problem, das wir sehen, kommt durch die Internationalisierung der Wirtschaft, denn viele CEOs von grossen Firmen kennen das System nicht, wobei wir versuchen, sie möglichst gut zu informieren.

Zum Thema Cyber Defence: Warum ist das überhaupt aktuell geworden?
Ich bin seit dem 1. Januar 2016 für das Departement zuständig. Die Armee hat dieses Problem aber schon im Voraus analysiert. Heute sieht man, dass Cyberattacken ein allgemeines Sicherheitsproblem sind, nicht ausschliesslich für die Armee, sondern insbesondere auch für Unternehmen, KMUs und die Verwaltung. Nach dem Cyberangriff gegen die RUAG im Januar 2016 haben wir unsere Stärken und Schwächen analysiert und einen Cyberplan für die Verteidigung eingereicht. Jetzt wollen wir uns in diesem Bereich verbessern und stehen in Kon-

takt mit der ETH und der EPFL. Das Hauptproblem sind Kompetenzen und Kapazitäten. Hinsichtlich der Rekrutierung von Cyberspezialisten stehen wir in Konkurrenz mit grossen Unternehmen wie Microsoft oder Google. Die Armee ist aber ein interessanter Arbeitgeber für Cyberspezialisten.

Wäre eine Professionalisierung der Armee in der Cyber Defence dann nicht von Vorteil, also eine Abweichung von der Milizarmee in dieser Hinsicht?
Bei uns arbeiten heute bereits 150 Cyberspezialisten. Ihre Aufgabe ist der Schutz unserer Infrastruktur. Die Cyberstelle des Bundes ist beim eidgenössischen Finanzdepartement angesiedelt. Wir werden ab Juni einen Cyberlehrgang für Milizsoldaten anbieten. Diese werden von unseren Cyberspezialisten ausgebildet. Im Gegenzug können wir vom Wissen aus der Privatwirtschaft, das diese jungen Leute mitbringen, profitieren.

Glauben Sie, dass in Zukunft in einer Kriegssituation Cyberangriffe mehr zum Gefahrenherd werden und die «klassischen Kriegsmittel» an Relevanz verlieren?

Nein, man spricht von hybriden Situationen. Am Beispiel der Krim lässt sich das verdeutlichen. Dort gab es zuerst Cyberangriffe, anschliessend marschierten Soldaten ohne klare Staatsangehörigkeit ein. Heute beginnt ein Konflikt oft mit Cyberattacken. Zudem muss bedacht werden, dass diese viel weniger kosten als klassische Kriegsführung. Man kann so Logistikzentren blockieren, und was machen wir dann? Natürlich ergreifen wir da Massnahmen, aber wenn wir 35 000 Soldaten innerhalb von zehn Tagen mobilisieren wollen, müssen diese ausgerüstet werden. Wenn das nicht passiert, haben wir ein Problem. Es muss beachtet werden, dass zuerst eine Störung durch Cyberangriffe erwartet werden muss, aber das Risiko eines normalen Kriegs leider wieder steigt.

Was waren für Sie die einschneidendsten Veränderungen, als Sie das Amt des Bundesrates übernommen haben?
Es hat viele Änderungen gegeben. Ich war Parlamentarier, also in der Legislative, jetzt bin ich in der Exekutive. Dies ist total verschieden, denn jetzt muss ich Entscheidungen treffen und führen. Natürlich habe ich Unterstell-

te, die mich unterstützen und ihre eigene Verantwortlichkeiten haben, aber schlussendlich trage ich die politische Verantwortung. Das Familienleben hat sich dementsprechend auch verändert, aber da müssen Sie eher meine Frau fragen, sie kann Ihnen mehr dazu sagen.

Veranstaltung des Sicherheitspolitischen Forums (SPF)

Am 27. April, 12:15 Uhr, referiert Bundesrat Guy Parmelin im Audimax zum Thema: «Herausforderungen der schweizerischen Sicherheitspolitik in der europäischen Sicherheitsarchitektur». Weitere Informationen zum Event finden sich auf der Facebook-Seite des SPF.

Bilder

Darya Vasylyeva

Interview

Alessandro Massaro, Lukas Zumbrunn, Frédéric Baur

Das prisma-Team posiert im Bundeshaus fürs Gruppenfoto mit Bundesrat Guy Parmelin.



Die Umfrage

Umfrage/Bilder
Jana Pensa & Frédéric Baur

Was ist die schlechteste/dümmste Frage, die du je gehört hast?

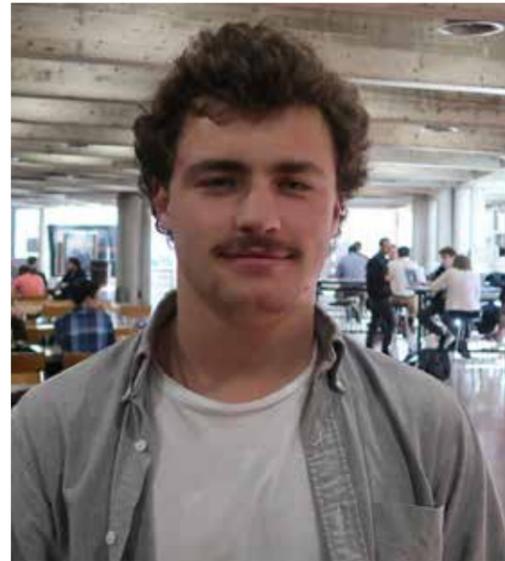
Florian, 22, 6. Semester BWL

«Bist du Gärtnerin? Denn du lässt meine Gurke immer wachsen.»



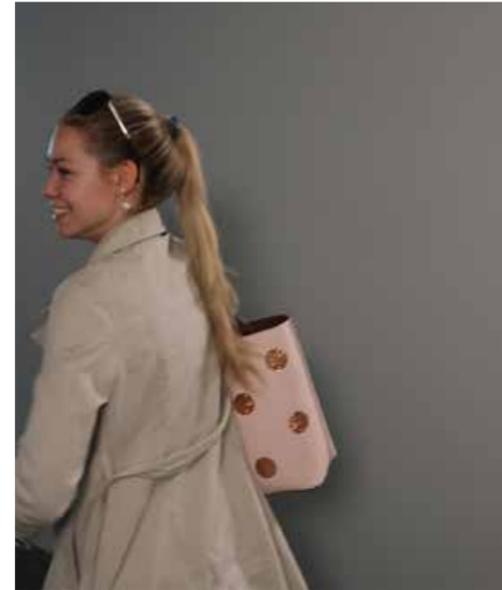
Valentin, 22, 8. Semester VWL

Eine mühsame Frage ist immer wieder: «Was willst du in der Zukunft machen?»



Christina, 20, 4. Semester BWL

«Hast du kurz Zeit für die prisma Umfrage?»



Noemi, 21, Assessment

Meine Mutter rief mich auf das Festnetztelefon an und fragte mich, ob ich schon zu Hause sei.



Luca Serratore, 23, 6. Semester BWL

Im Austausch in Australien fragte mich eine Kollegin: «Werden Eminems Lieder im Schweizer Radio auf Deutsch übersetzt?»



Joel, 22, Assessment

Wenn mich meine Kollegen fragen: «Wie viel Geld hast du diesen Monat mit Trading gewonnen?»



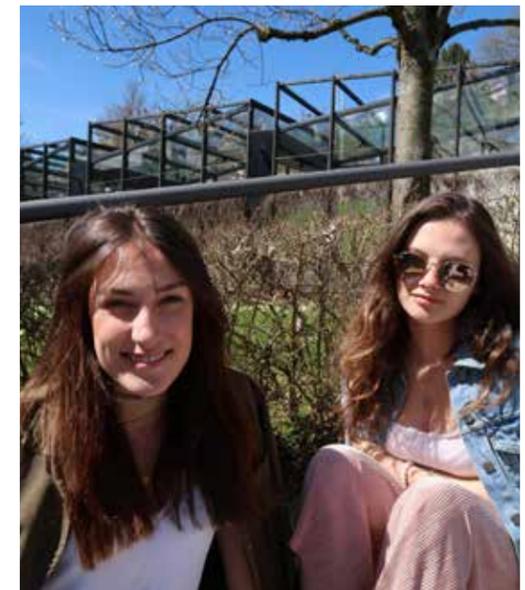
**Carmen, 20, 4. Semester BWL,
Laura, 20, 4. Semester IA**

«Are there really that many kangaroos in Austria?»



**Beatrice, 20, Assessment
Josephine, 18, Assessment**

In einem Kurs an der Uni: «Und, bist Du öfters hier?»





Yannik Breitenstein (Präsident SHSG 18/19) mit Gilles Domeniconi (Vize-Präsident SHSG 18/19).

Die (nicht ganz) neue Führung im SHSG-Haus

Habemus Präsidententeam! Yannik Breitenstein und Gilles Domeniconi werden im kommenden Jahr das Präsidium der SHSG übernehmen. Was sie dazu bewegt hat, was sie erreichen wollen und wo sie die grössten Herausforderungen sehen, lest ihr im Interview.

SHSG Redaktion: Herzlichen Glückwunsch zu eurer Wahl! Euer Wahlspruch «Experienced and Efficient – aiming for Excellence» - was kann man davon erwarten?

Yannik: Bei der Erfahrung zählt sicher, dass wir mittlerweile doch schon eine Zeit lang an der HSG sind und uns mit dem Studienalltag auskennen. Hinzu kommt, dass wir beide in St. Gallen wohnhaft sind, viel von unserer Zeit hier verbringen und uns mit der Region verbunden fühlen. Des Weiteren haben wir Erfahrung im Bereich des ehrenamtlichen Engagements. Wir sind beide bei der SHSG seit wir hier studieren. In meinem Fall beim primsa, beim Bereich Gastro und nun bereits ein Jahr als Vize-Präsident in der Exekutive.

Gilles: Ich durfte das vergangene Jahr als Geschäftsführer des Bereichs Gastro miterleben und konnte gemeinsam mit der SHSG einige Projekte (bspw. SHSG-Party und Co-Working Space) umsetzen. Jedoch konnte ich bisher noch nie an einer Vorstandssitzung teilnehmen. Das wird sich jetzt ändern und ich freue mich darauf.

Yannik: «Efficiency» war für uns ein Kernelement, mit dem wir ausdrücken wollten, dass wir uns schon lange kennen. Wir kennen uns nicht nur vom Büro, sondern haben gemeinsam Militärdienst geleistet. Dadurch kennen wir uns in Situationen, in denen wir beide an unsere körperlichen und psychischen

Grenzen gestossen sind. Dass wir uns schon so lange und so gut kennen, zeigt für mich, dass wir gemeinsam sehr effizient arbeiten können.

Gilles: Ich würde uns beide als sehr Output-orientiert beschreiben. Wir versuchen beide immer dem Kunden gerechte Lösungen zu finden, packen beide gerne etwas an, um es dann auch umzusetzen.

Yannik: Wir möchten auf «Excellence» abzielen. Wir würden von uns nie sagen, dass wir dem Anspruch genügen, aber wir haben den Anspruch an uns selber, dass wir immer Top-Leistungen bringen und immer das Beste, vor allem für die Studierenden, erreichen wollen.

Yannik, du warst bereits ein Jahr Vizepräsident der SHSG. Wieso hast du dich dazu entschieden erneut ein Jahr für die SHSG zu opfern?

Yannik: Opfern würde ich in diesem Sinne nicht sagen. Ich freue mich, noch einmal ein Jahr machen zu dürfen. Der Kerngedanke dahinter ist, dass mir die Kontinuität sehr wichtig ist und dass die Arbeit fortgeführt wird, die unsere Vorgänger geleistet haben. Das betrifft vor allem Themen, wie die Wissenssicherung. Früher war es ja in der SHSG Gang und Gebe, dass der Vize-Präsident oder einer der bisherigen Vorstände das Präsidium übernommen hatte. Ich denke der Organisation tut es gut, wenn die Kontinuität sichergestellt wird. Im Hinblick auf die Universitätspolitik haben wir einen grossen Vorteil, da ich im letzten Jahr mit vielen Ansprechpersonen eine persönliche Beziehung aufbauen konnte.

Gilles, auch du bist als Leiter der Initiative Bereich G in der SHSG engagiert. Wieso nun dieser Wechsel?

Gilles: Was mir im letzten Jahr sehr gut gefallen hat, ist die Reichweite, die man in der Führung hat. Man reisst Projekte an, die nicht nur wenige Leute betreffen, sondern grossen Impact auf die ganze Universität haben. Was mich vor allem aber motiviert hat, diese Position zu übernehmen, war sicherlich die Freundschaft zu Yannik. Ich weiss, dass wir beide ein super Team sind und dass wir uns sehr gut ergänzen. Allgemein habe ich bemerkt, dass mich die Universitätspolitik sehr fasziniert, vor allem die Langfristigkeit des Denkens. Nun habe ich die Möglichkeit die langfristige Perspektive der HSG mitzugestalten und das finde ich sehr anspruchsvoll, aber auch sehr motivierend.

Man hört, dass ihr Mitbewohner seid und schon im Bereich G zusammengearbeitet habt. Wie würdet ihr eure Zusammenarbeit in einem Wort beschreiben?

Yannik: Zuhören. Wir respektieren die gegenseitige Meinung und kommunizieren sehr viel miteinander.

Gilles: Kompromiss. Auch wenn wir nicht in allen Bereichen gleicher Meinung sind, gehen wir sehr lösungsorientiert vor.

Was wollt ihr im kommenden Jahr auf dem Campus bewegen?

Yannik: Auf Seiten der Dienstleistungen haben wir mit dem Co-Working Space ein vorstandsübergreifendes Projekt, das mit dem Vorstand 16/17 begonnen hat, jetzt umgesetzt wurde und in einem nächsten Schritt betrieben werden muss. Das wird sicherlich viele Ressourcen binden, da es mir ein grosses Anliegen ist, dass man das volle Potenzial des Projektes ausschöpft.

Im Bereich der Interessenvertretung gibt es viele Projekte, an denen wir anknüpfen möchten. Zum Beispiel bei der Verwesentlichungsinitiative oder den Berufungskommissionen für die Lehrstühle, die durch die Digitalisierungsinitiative vergeben werden. In der Interessenvertretung geht es mir aber auch darum Weichen zu stellen für die Studierenden von Morgen. Aus Sicht der SHSG ist es unser Ziel optimale Verhältnisse für ehrenamtliches Engagement garantieren zu können.

Gilles: Für mich ist das Learning Center unglaublich relevant und da müssen wir zusehen, dass wir aktiv mitgestalten und die Interessen der Studierenden langfristig einbinden können. Weiter steht die Neuausschreibung der Mensabetreibung an, wo wir im Prozess involviert sind. Man sollte als SHSG versuchen, Synergien verschiedenster studentischen Initiativen und Konferenzen zu nutzen, um einen einheitlichen Kommunikationskanal mit Unternehmen zu erstellen, damit es weniger Überschneidungen gibt. Ein Ziel wäre da sicherlich eine professionelle Struktur einzubringen.

Was denkt ihr, werden die grössten Herausforderungen des kommenden Jahres?

Yannik: Da im Moment vor allem auf Seite der Uni sehr viel läuft und Themen wie die Digitalisierung oder das Platzproblem angegangen werden, müssen wir darauf achten, nicht den Überblick zu verlieren. Wir müssen sicherstellen, dass die Interessen der Studierenden abgeholt, eingebracht und dann tatsächlich auch umgesetzt werden.

Worauf freut ihr euch am meisten?

Yannik: Ich sehe jetzt Gilles noch öfter als zuvor (lachen beide). Ich freue mich persönlich auf meine neue Herausforderung als Präsident

und meine bisherige Erfahrung in diese Tätigkeit einzubringen. Natürlich freue ich mich ebenfalls darauf mit einem Team neue, coole Projekte umzusetzen.

Gilles: Ich freue mich sehr auf ein ehrenamtliches Engagement und die damit verbundene Führungsarbeit. Ich bin sehr gespannt darauf, wie die Universitätspolitik funktioniert, an der man in einem präsidialen Amt teilnehmen kann. Aber ich freue mich natürlich auch mit dem Vorstand zusammenzuarbeiten, sich im Team gegenseitig zu unterstützen und gemeinsame Ziele zu erreichen.

Ihr werdet nun bald eure Vorstandsmitglieder rekrutieren. Was wünscht ihr euch von den Kandidaten?

Yannik: Ich wünsche mir mehr Frauen im Vorstand. Wir erwarten vom Team dasselbe Commitment, Exzellenz erreichen und sich ein Jahr lang für die Studierenden einsetzen zu wollen.

Gilles: Ich wünsche mir eine kecke junge Truppe, die mit Herzblut dabei ist und motiviert, engagiert und lösungsorientiert ist.

Wenn noch freie Zeit bleibt, was macht ihr damit?

Yannik: Ich mache gerne etwas in der Region. Zum Beispiel Wandern im Alpstein.

Gilles: Ich spiele Tennis und jogge gerne. Ausserdem trinke ich gerne ab und zu mit Yannik ein Bier im Irish-Pub mit Selvina, der Geschäftsführerin der Bar (lachen beide).

Was ist euer Lieblingsessen?

Yannik: Ich bin Koch und habe deshalb alles gerne.

Gilles: Fondue Chinoise.

Wollt ihr noch etwas loswerden?

Yannik & Gilles: Die Türen des SHSG-Hauses stehen offen. Wir freuen uns darüber, wenn die Leute uns auf dem Campus ansprechen oder allgemein mit uns Kontakt aufnehmen, um uns ihre Bedürfnisse und Wünsche mitzuteilen.

Die Vorstandsrekrutierung hat begonnen. Wer auch immer Fragen hat oder uns kennenlernen möchte, ist herzlich auf einen Kaffee im Adhoc oder Meetingpoint eingeladen.



Schiff in Cannes angedockt!

Nach zwei Jahren legendärer Bootspartys, einmal zu Ehren des Great Gatsby, einmal auf geheimer Mission mit James Bond, hat das SHSG-Schiff den Sturm überstanden und ist an Land gestrandet: In Cannes sind wir zu einem feierlichen Filmfestival angedockt.

Rund 400 Studierende haben sich am Mittwoch vor dem Break in Abendschale oder Abendkleider geworfen und sind im eleganten Stile über den roten Teppich stolz.

Da die Studentenschaft die Dachorganisation des studentischen Engagements an der HSG und dessen offizielle Vertretung ist, sehen wir es als unsere Aufgabe, genau dieses studentische Engagement zu fördern und zu unterstützen.

In unserer Vereinslandschaft mangelt es jedoch weder an kreativen Ideen noch an Aktivitäten – die wachsende Anzahl Vereine, Konferenzen und Workshops auf dem Campus sprechen für sich. Mangelndes Gut sind aber (neben dem Platz auf dem Campus) oft die Finanzen, wo doch Sponsoring-Einnahmen in der heutigen Zeit überall an ihre Grenzen stossen. So sollen wir als SHSG mit unseren finanziellen Ressourcen genau in diese Nische springen.

Aus diesem Grunde wollten wir dieses Jahr etwas Neues versuchen und nicht eine übliche Party im Trischli-Stil organisieren, sondern ganz die studentischen Aktivitäten in den Vordergrund stellen. Die rund 120 studentischen Vereine hatten im Vor-

feld der Party die Möglichkeit, ihren Verein zu nominieren. Eine Gruppe aus Studierenden hat die eingegangenen Bewerbungen genau geprüft und schlussendlich für drei verschiedene Kategorien je drei Vereine nominiert.

Die neun Finalisten hatten am Abend der Party die Möglichkeit, innerhalb von zwei Minuten ihr Projekt auf der Bühne vor dem Partypublikum zu pitchen und zu versuchen, die Masse für sich zu gewinnen. Durch den Abend geführt haben uns die beiden Moderatoren Darya und Bastian, die vor dem party-lustigen Publikum keine leichte Aufgabe hatten.

Nach den Präsentationen wurde das Online-Voting für die Anwesenden eröffnet, welche auf ihren Smartphones ihre Stimme für ihren jeweiligen Favoriten der einzelnen Kategorien abgaben. So freut es uns, dass Student Impact, das Universitäts-Orchester mit ihrer Kinderoper und St.Gallen Model United Nations mit ihrem präsidialen Auftritt, vertreten durch Putin, Trump und Kim Jong Un, die jeweiligen Sieger ihrer Kategorien waren und von der Studentenschaft je mit einem Preisgeld in Höhe von CHF 1000.- ausgezeichnet wurden.

Als Studentenschaft sind wir stolz, diese in der Schweiz absolut ein-

zigartige und vielfältige universitäre Vereinslandschaft repräsentieren zu dürfen und freuen uns, dass wir ein studentisches Engagement in diesem Ausmass unterstützen dürfen.

Text Luca Serratore **Bild** Alexandra Leboeuf

Als SHSG sind wir eure offizielle Interessenvertretung gegenüber der Universität. Vor rund 1.5 Jahren hat der SHSG-Vorstand in der Platzproblematik einen grossen Erfolg verzeichnen können. Zusammen mit dem Rektorat einigte man sich auf ein Kooperationsprojekt: einen 700 Quadratmeter Co-Working-Space an der Müller-Friedbergstrasse, ganz in der Nähe des Markplatzes. Der Co-Working-Space soll 7 Tage die Woche geöffnet sein und bietet Platz für kreativen Austausch und studentisches Engagement, aber auch Lernplätze.

Öffentlich ist das SHSG-Leuchtturm-Projekt ab dem 14. Mai 2018. Wir freuen uns auf euch!

Wie wird man eigentlich...?

In dieser Ausgabe von «Wie wird man eigentlich...?» stellen wir euch Mevina Caviezel vor. Sie ist Corporate Sustainability Managerin bei Sonova und erzählt uns, wie man am schnellsten in eine solche Position kommt und was sie das Studium an der HSG gelehrt hat.

Mein erster Job...

Hilfskraft in einem Café während meiner Schulzeit an der Kantonsschule Chur. Dank den langen Tagen an der Spülmaschine, wo die Berge von dreckigem Geschirr nie enden wollten, habe ich die beruflichen Alternativen zu schätzen gelernt, welche mir die akademische Ausbildung ermöglicht hat.

Meine Stärken sind...

Ich bin neugierig und lerne gerne dazu (aus persönlichen Kontakten, sowie von wissenschaftlichen Fakten), habe eine schnelle Auffassungsgabe und kann mich in den entscheidenden Momenten auf die wesentlichen Dinge fokussieren.

Meine Schwächen sind...

Ich habe ein ausgeprägtes Sicherheitsbewusstsein und scheue das Risiko wohl etwas zu sehr. Dies zeigt sich zum Beispiel in meiner konservativen Anlagestrategie, wo mein Erspartes durch Minuszinsen droht aufgefressen zu werden.

An einem idealen Arbeitstag...

...verbessere ich die ökologische oder soziale Performance von Sonova sichtbar, führe eine interessante Diskussion mit cleveren Arbeitskollegen und lerne etwas Neues dazu.

Das Beste an meinem Job ist...

Am meisten schätze ich die herausfordernde Tätigkeit und die eigenverantwortliche Arbeitsweise, die offene und internationale Unternehmenskultur, sowie das vielfältige Sportangebot und das Sonova Frühstücksbuffet.

An der HSG habe ich gelernt...

Dank dem interdisziplinären Studium an der HSG kann ich Probleme aus verschiedenen Perspektiven betrachten. Dieses Verhältnis hilft bei der Suche nach nachhaltigen, ganzheitlichen Lösungen und in der Zusammenarbeit mit Teamkollegen verschiedenster fachlicher Hinter-

gründe. Zudem bietet die HSG eine top Ausbildung, was strukturiertes Denken und Präsentieren betrifft.

Was ich an St. Gallen vermisse...

In der Retrospektive vermisse ich die Flexibilität des Studienalltags, die WG Partys und die Sommertage an den drei Weihern. Am Wertvollsten sind für mich aber die Freundschaften, welche während der Studienzeit entstanden sind. Diesen Austausch pflege ich zum Glück heute noch intensiv.

Neben meinem Studium habe ich...

...die Möglichkeit genutzt bei internationalen Praktika in Boston und Frankfurt Arbeitserfahrung zu sammeln. In St. Gallen habe ich die Studienzeit genossen und nicht an die extrakurrikularen Aktivitäten in meinem CV gedacht. Der Ernst des Lebens und die Sorgen um die Pensionskasse kommen früh genug.

Was mich mein Studium nicht gelehrt hat:

Im Studium löst man Case Studies und fällt in der Theorie rationale Entscheide auf Stufe der Geschäftsleitung oder des Verwaltungsrates. Die nötigen «soft skills», die es neben Glück braucht, um als Studienabgängerin überhaupt irgendwann in diese Positionen zu kommen, sind in meinem Curriculum zu kurz gekommen. In der Berufswelt lernt man, dass im Umgang mit Menschen – bewusst oder unbewusst – immer viel Irrationalität im Spiel ist.

Der direkteste Weg zu meiner Position wäre:

Für die Stelle als Corporate Sustainability Manager empfiehlt sich ein Praktikum oder eine Juniorstelle bei einer internationalen Firma im Nachhaltigkeitsteam. Zudem kann ein unentgeltliches Engagement bei einem lokalen oder internationalen NGO für eine Bewerbung hilfreich sein.



Text Zora Wilkinson & Pascal Umiker **Bild** Mevina Caviezel

Steckbrief

Name/Alter:
Mevina Caviezel, 32 Jahre

HSG Abschlüsse:
M.A. International Affairs and Governance, CEMS Master in International Management

Position:
Corporate Sustainability Manager bei Sonova

Tätig in dieser Firma seit:
2016

Kurzer Beschrieb der Tätigkeit:

- Leitung der Nachhaltigkeitsabteilung
- Definition & Implementierung des globalen Nachhaltigkeitsprogrammes mit Fokus auf Diversity & Inclusion, Gesundheitsprävention und Umwelt

Aus dem Archiv

prisma vor 54 Jahren
Ausgabe 28
Jahrgang #4
Februar 1964
S. 12-13

LIEBER STUDENT,

An Dich möchte ich mich wenden, an Dich Student der Hochschule St. Gallen; an Dich Student aus der Schweiz, an Dich fremder Student aus dem Abendland und aus Uebersee! Ich möchte mit Dir sprechen. Ich möchte Dich kennenlernen.

Schau mal: Jeden Tag sitze ich neben Dir, auf der gleichen Bank. Dennoch bin ich weit davon, zu verstehen, wer, was und wie Du bist. Muss ich sieben Semester, vier Jahre neben Dir verbringen und Dich einmal verlassen, ohne von Dir mehr als die zwei Worte "Salü" und "Tschau" gehört zu haben? Zwei Wörter, die wir jedesmal so mechanisch wiederholen. Warum muss es so sein? Ist dies normal an einer Hochschule? So gern möchte ich mit Dir in Kameradschaft und Freundschaft leben und Deine Geheimnisse entdecken! Also stehe auf! Rüttle Dich wach! Rüttle mich wach! Sei doch lebendig, lebhaft und dynamisch.

Hier möchte ich besonders mit Dir, lieber Student aus der Schweiz, sprechen. Es ist mir so schwer und peinlich bei Dir, mit Dir, neben Dir so viele Jahre als ewig unbekannter Fremder

zu leben. Ohne zu wissen, was Du von mir denkst. Sei doch nicht so indifferent zu mir! Du musst wissen, dass Du, ob Du willst oder nicht, für mich in diesem entfernten Land, mein einziger Bruder bist. Abends wenn ich nach Hause komme, ist mein Zimmer leer von menschlichen Wesen, mein einziger Trost ist, Dich morgen in der Schule wiederzusehen. Und in der Schweiz werde ich den grössten Teil meines Aufenthaltes mit Dir verbringen. Der Eindruck, den ich von St. Gallen gewonnen haben werde, und die Erinnerungen an die Hochschule werden viel von Dir abhängen. Ich habe mich so gefreut, als ich zu Dir kam! Bitte sage zu mir nicht: "Du, fremder Mensch, Willkommen! Da ist Deine Schule, Dein Studienplan, Deine Bücher und hier das Stipendium! Dazu gebe ich Dir noch Rolf Huber, den Assistenten! Hier hast Du alles, und ich lasse Dich ganz frei! Helpe Dir selbst weiter!"

Ich sage Dir, dass alles ohne Dich, ohne Deine Freundschaft nichts ist. Ohne Deine Freundschaft ist mir diese Schule ein unangenehmes Lokal, wie eine Kaserne. Was lernen wir eigentlich

voneinander? Lernen wir eigentlich voneinander? Gar nichts! Beide gehen wir in die Schule, und stundenlang hören wir den Vorlesungen zu, darauf kehren wir zurück wie von einer Beerdigung, ganz still, jeder für sich in seine Betrachtungen versenkt und wir verabschieden uns mit der gewöhnlichen Routine "Tschau". Das tut mir immer weh!

Ich brauche Dich, Deine Hilfe und Freundschaft. Ich verlange nicht viel von Dir. Nicht z.B. dass Du Deine Zeit ganz für mich zur Verfügung stellst, mit mir immer zwei Stunden nachholst, mit mir issest, spazierst, jeden Abend zu mir kommst, mich zu Dir und Deiner Familie mitnimmst, oder während des Wochenendes mit mir bleibst, mich skifahren oder reiten lernst, usw. usw. Das wäre zu viel für Dich. Ich verlange auch nicht, dass Du mich in Deine Verbindung einführst, oder dass Du mit mir neue Zirkel mit grossen Idealen gründest, wo ich Dich nur zwei, drei Mal im Semester treffen kann. Dies alles ist zu kompliziert. Wir können uns viel einfacher begegnen.

Wir gehen doch beide in dieselbe Schule; vielleicht haben wir die gleiche Studienrichtung oder wir sind im gleichen Semester. Wir haben auch unsere akademischen Viertelstunden, die zusammengezählt bis zwei Stunden pro Tag ergeben. Manchmal treffen wir uns zufällig auf der Strasse und haben den gleichen Weg. Warum könnten wir nicht diese Gelegenheit und Zeit benutzen, uns gegenseitig beim Studium zu helfen? Machen wir uns das Studium zum Vergnügen!

Ich weiss, dass das nicht einfach ist für Dich, weil Du von Natur aus zurückhaltend bist. Aber Du bist auch fähig, über

Dich hinauszugehen und etwas zu unternehmen. Dein Vaterland hat die Devise: Freiheit, Demokratie und Neutralität. Du hast diese auch, aber Dein Stolz auf Freiheit und Neutralität soll Dich nicht unabhängig und neutral machen gegenüber den Menschen. Oder müssen wir es durch eine Abstimmung genehmigen lassen, ob wir eine Unterhaltung führen dürfen?

Ich möchte lernen mit Dir zu diskutieren. Du bist aber nicht allein, und ich auch nicht. Vielleicht bin ich ein Deutscher, Norweger, Holländer, oder aus Uebersee oder gar Farbig. Rolf Huber ist zu wenig für mich, so viel er für mich auch sei. Ich will Dich kennen, Dich selbst. Nenne Dich heute Hans, morgen Peter. Aber ich will mit Dir leben, mit Dir zusammenarbeiten.

Strenge Dich bitte an, wie ich mich meinerseits. In Deinen Diskussionen versuche eine Sprache zu sprechen, die ich verstehe, d. h. Hochdeutsch. So wirst Du mir das Leben erträglicher machen, die Schule interessanter und meinen Aufenthalt in der Schweiz angenehmer und wünschenswerter.

Dein ausländischer
Kommilitone

Zuckerbrot Unisport – was will man mehr?

Es ist wieder einmal an der Zeit, ein Loblied auf das Angebot unseres Unisports anzustimmen. Wo könnte Maximilian sein Poloshirt zur Schau stellen, wenn nicht im Golf- oder Segelkurs? Letzteres – ohne Anspielung auf einen gewissen Aufruhr vor ein paar Wochen – kann in allen erdenklichen Varianten erlernt oder trainiert werden. Da gibt es den Anfänger-, Crashkurs und die gesamte Palette an Hochseescheinen. Für Surfbegeisterte gibt es vom ASVZ organisierte Camps; die Wellen werden in der Dominikanischen Republik eingefangen, der Wind am Gardasee und mit dem Kitesurfer-Camp geht's nach Silvaplana.

Wer die ruhige See bevorzugt, dem können die gut zwei bis drei

Mal täglich angebotenen Power, Vinyasa oder Early Bird Yoga Sessions, die zu jeder (Un-)zeit angeboten werden, dienen. Nicht nur beim Yoga ist der Unisport Trends betreffend vorne mit dabei, auch Street Workout und Crossfit werden angeboten – aber Achtung! Crossfit ist keine wirkliche Sportart, sondern ein Kult, so hört man. Wer lieber seine Hüfte zu Salsa und Tango schwingt, erhält erschwingliche Preise auf die Lektionen zu zweit – das perfekte Geschenk für den Partner! Noch auf der Suche nach einem solchen? Bootcamp & Co. bieten das beste Workout, um Muskeln und Kondition zu stählen und auf dem Singlemarkt zu glänzen. Oder man kann sich bereits vor Ange-

boten, besonders zur frühen Morgenstunde, kaum retten und besucht daher einen der vielen Kampfsport- und Selbstverteidigungskurse. Von Krav Maga über Brazilian Jiu Jitsu bis Karate wird hier das Selbstvertrauen auf andere Weise gestärkt.

Und wer lieber für sich alleine schwitzt, oder sich an dem riesigen Angebot übernommen hat, kann immer noch im wohlgefüllten Fitness auf seine Kosten kommen oder sich für 60 Franken eine einstündige Sportmassage gönnen, um mit Vollgas von einer Sportlektion in die andere sausen zu können.

Text

Daria Kühne



Peitsche Rette mich vor dem Nasenkrebs

Endlich wurden die zur Rushhour übervollen Essensausgaben der HSG etwas «antigedichtestresst». Die Migros überkam der Gedankenblitz, sowohl im Hauptgebäude als auch im B-Gebäude mit Foodbikes aufzufahren. Soweit so gut, doch die Berücksichtigung einer kleinen, vorerst vielleicht knapp tolerierbar wirkenden Nebenwirkung wurde bei diesem Projekt gänzlich verpennt.

Bereits am Tag der Foodbikes-Premiere hatte ich die Nase vom wenig attraktiven Essensgeruch mehr als nur voll. Da riecht es bei jeder Einweihung einer Kläranlage besser. Das hat zur Folge, dass der normalriechende Student aufgrund des unsäglichen Miefs nur noch so schnell wie irgendwie möglich aus den heiligen Geräumigkeiten der HSG verduf-

ten will. Und das ist nun mal wirklich kein Zustand. Wären Foodbikes menschlich, würde man ihnen gleich reihenweise Kaugummis mit fast tödlichem Mentolgehalt anbieten. Schliesslich ist das die freundlichste Art, jemandem zu sagen, dass er hochgradig unerträglich riecht. Eine ägyptische Redensart besagt, dass ein Tag ohne Dufterlebnisse ein verlorener Tag ist. Das mag zwar durchaus stimmen, doch um das Foodbike-Dufterlebnis würde ich selbst für ein Dinner mit Jennifer Lawrence im Gegenzug einen gigantischen Bogen machen.

Ich bin mir durchaus bewusst, dass auch Spassbremsen stinken. Aufgrund dessen gilt es auch den Vorteilen der «foodigen» Bikes genügend Beachtung zu schenken. Mittels Interessenabwägung

zwischen Mief und der vorteilhaften zusätzlichen Ellbogenfreiheit bei der Nahrungsaufnahme gilt es über die (Nicht-)Daseinsberechtigung ein Urteil zu treffen. Dabei fällt jedoch die Unmöglichkeit, das asiatisch-italienische Geruchsbouquet der nasalen Applikation zu entziehen, entscheidend ins Gewicht. Niemand ist vor der Nasenkrebs verursachenden Quelle mehr sicher. Also verpisst euch raus an die (nachher nicht mehr so) frische Luft – aus irgendeinem Grund wurdet ihr ja mit einer exklusiven Bike-Bereifung versehen.

Text

Fabian Kleeb



Gerücht Neue Sitze im Audimax

Es gibt wohl niemanden, der sich noch nicht über die unbequemen, unpraktischen Stühle im Audimax aufgeregt hat. Sie sind hart und haben eine unangenehme Form, ausserdem ist es unmöglich sich ohne Gequetsche in die Stühle zu setzen.

Die etlichen Beschwerden und Klagen blieben bei der SHSG nicht ohne Gehör: Sie fingen an, sich diverse Lösungen zu überlegen und versuchten potenzielle Sponsoren für neue, bequemere Stühle zu finden. Es wurden Gespräche mit Ärzten geführt, um die perfekte Sitzform zu finden. Architekten wurden beigezogen, um die ideale Grösse und Anordnung für die Sitzgelegenheiten zu ermitteln, sodass man einerseits genügend Platz zum Sitzen hat, aber auch noch ohne Probleme durch die Reihen marschieren kann. Am schwierigsten war es allerdings, einen Sponsor zu finden, da die Neuausstattung der Stühle im Audimax das Budget der SHSG weit aus überschritt. Diverse Sponsoren wie Raiffeisen oder die UBS und auch Lieferfirmen wurden angefragt, Kostenpläne erstellt – doch niemand schien das Projekt finanzieren zu wollen.

Bis in einer langen Nacht ein Mitglied der Studentenschaft einen Geniestreich hatte. «Wie wäre es, wenn wir Audi anfragen? Audi und Audimax – das passt doch. Ausserdem stellen die doch auch Autositze her.» Gesagt getan. Audi wurde als Sponsor und Hersteller der Sitze angefragt und wie durch ein Wunder bekam die SHSG eine Zusage.

Aus diesem Grund freut es uns ausserordentlich, euch mitteilen zu dürfen, dass ab dem FS 2019 das Audimax offiziell mit Stühlen von Audi ausgestattet wird. Die Stühle haben Sitzheizung und Massagefunktion, zudem werden sie mit Schaltern verstellbar sein, so dass Sitzhöhe und Lehne individuell angepasst werden können. Als letztes Gadget wird jeder Stuhl über eine eigene Steckdose verfügen, die ja im Audimax sehr sporadisch verteilt sind.

Als Dank an Audi hat die Universität beschlossen, dass Audimax in «AudiAudimax» umzutauften, dieser Name wird ab dem HS 2018 eingeführt.

Text

Jana Pensa



Impressum

Herausgeberin

prisma – Das HSG-Studentenmagazin
Dufourstrasse 50, 9000 St. Gallen
Telefon 071 224 79 04
E-Mail redaktion@prisma-hsg.ch

Druck

Galledia AG, Burgauerstrasse 50, 9230 Flawil
Telefon 058 344 96 96
E-Mail galledia@galledia.ch

Hinweis Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung der Herausgeberin

Chefredaktor

Fabian Kleeb
Ressortleiter Frédéric Baur, Jessica Eberhart,
Johannes Matt, Jonas Streule
Layout Patrick Buess

Anzeigen und Abonnemente

Berl Gubenko
Telefon 078 941 33 88
E-Mail vertrieb@prisma-hsg.ch

Chance 100 Liter Bier
zu gewinnen,
mit der Teilnahme an unserer
Umfrage!



www.goo.gl/SsCdPH



**KEEP
CALM
AND
JOIN
PRISMA**

WWW.PRISMA-HSG.CH/MITMACHEN